<36634237140012

Im Bade.

1.

Immer größer noch werden die großen Städte in unserer baulustigen und gewerbfleißigen Zeit, immermehr auch eifern die Mittelstädte, ja selbst die kleinern ihnen nach, Häuser reihen sich an Häuser und verdrängen die Gärten mit ihren freundlichen Ruheplätzen und Bäumen — selbst die Vorstädte müssen auf den früheren Charakter der Isolirtheit und Stille verzichten, weil entweder die Elite der Gesellschaft mit ihrem Gefolge von Dienerschaft und Equipagen gerade da sich ansiedelt oder der Gewerbfleiß Fabriken erbaut, in deren Geleite Arbeiter und Proletarier wenigstens zu gewissen Stunden den Straßen ihren Frieden rauben, wie es das Geächze und Gestampfe der Maschinen fast zu jeder Tageszeit thut.

Pflegte man nun sonst im Sommer sich mit einem Vorstadtgarten oder einem der Stadt nahe gelegenen Landhaus zu begnügen oder begann man im Frühjahr zu kränkeln, nur um dadurch den Arzt zur Verordnung irgend eines Bades zu bringen, wodurch man gewissermaßen allein das Recht zu einer weiteren und mehrwöchentlichen Entfernung von seinem Wohnort erhielt, so ist jetzt letztere so wenig nöthig, wie das erstere genügend — denn immer allgemeiner wird die Sitte, wenigstens auf einige Sommerwochen seine Heimath zu verlassen und in größerer oder geringerer Entfernung von derselben, und sei's auch nur zum Genuß freier Luft und veränderter Verhältnisse, sich niederzulassen. Reisen, die noch für unsre Eltern, wie viel mehr für unsere Großeltern ein Ereigniß und eine Anstrengung waren, sind jetzt zu etwas Gewöhnlichem, zu einer Spazierfahrt geworden. Wie stets sind mit erleichterten Verkehrsverhältnissen auch örtliche Umgestaltung gekommen. Verborgene Landstädtchen, Flecken und Weiler, von denen bisher außer ihren bescheidenen Bewohnern kein Mensch

etwas wußte, haben plötzlich Namen und Interesse erhalten, sobald sie nur in einer romantischen Umgebung, einem gesunden Klima liegen, und manche Touristen reisen förmlich nur deshalb, um dergleichen in Bergen oder Wäldern versteckte Plätze aufzufinden, in denen sie selbst und Andere ein paar Sommermonate genießen können.

Auch Leon Sander war ein solcher Tourist, der, im Winter in einer deutschen Residenz lebend, im Sommer nach allen Richtungen hin Ausflüge machte, sie dann in einer vielgelesenen Zeitung beschrieb und dadurch auch Andere veranlaßte, dieselbe Gegend zu besuchen. So war er einst auch in ein tief in waldigen Bergen gelegenes Städtchen gekommen, das von einer erst kürzlich fertig gewordenen Eisenbahn noch ein paar Stunden entfernt und so von allem Verkehr abgeschlossen war, daß es selbst auf den nächsten Bahnhof nur einmal wöchentlich einen „Stellwagen" sandte. Er erwies sich als vollkommen genügend, den Verkehr mit der Welt zu erhalten; ja es kam vor, daß er oft nur einen einzigen Passagier mitzubringen hatte. Einmal

war Leon Sander dieser einzige. Wie fremd ihm auch noch diese ganze Gegend war, er hatte sich auf der Karte genug orientirt, um hier, wo Berge, Wald und ein kleiner, wenn auch nicht schiffbarer Fluß bei einander sein mußten, eine schöne Parthie zu erwarten — aber je weiter er fuhr, desto überraschter war er von dem schon immer sich romantischer gestaltenden Wege, um wie viel mehr nicht von der Lage des Städtchens selbst.

Etwa hundert Häuser, alle blank und nett von hellen Farben, selbst ohne Sonnenschein strahlend bis hinauf unter die glitzernden Schieferdächer, liefen vom dunkelgrünen Fluß den Berg hinan, den auf der rechten Seite eine Kirche, auf der andern, noch höhern das letzte Gemäuer einer Ruine krönte. Die Hauptstraße des Oertchens zog sich am Flusse hin, beide Häuserreihen hatten wohlgeflegte Gärten an ihren Rücken, und die anderen Gassen, die sich mit den Häusern den Berg hinanschlängelten, machten einen durchaus freundlichen Eindruck, da überall Obstbäume, grüne Hecken, Rasen= und Gartenplätze

die Gebäude gleich Gehöfen von einander trennten. Ueber den Fluß führte noch eine nach alter Art überdachte hölzerne Brücke, die nur da und dort an den Seiten einen Ausblick in das Freie gestattete.

Als der Tourist über diese Brücke in das Städtchen einfuhr, fesselten zwei liebliche Mädchengestalten, die am Ausgange derselben standen, seinen Blick. Eine einfache, saubere Kleidung, runde Strohhüte mit flatternden Bändern und Strickstrümpfe zwischen den bloßen, gerade nicht zarten Händen, die dazu gehörigen Knäule in den Schürzentaschen, dazu ein wenig Neugier, mit der sie in den „Stuhlwagen" halb verschämt von der Seite guckten, bezeichneten sie als echte Kleinstädterinnen. Sie erwarteten nicht etwa irgend eine bekannte oder liebe Person — nur aus reiner Neugier gingen sie hier auf und ab, weil die neu eingerichtete Reisegelegenheit zu den Unterhaltungen des ganzen Städtchens gehörte und weil es gar zu interessant war, zu erfahren, wer diesmal denn mitkomme. Eben jetzt lächelten die Mädchen wieder einander neckisch zu, da

nur ein einziger Ankömmling statt der gehofften vielen ihnen wohl nicht auf lange Stoff zur Unterhaltung zu bieten versprach. Dafür gewährten sie diese jetzt selbst dem Ankommenden. Mit Interesse betrachtete er die beiden Mädchen, die ihn an ein Gemälde der Düsseldorfer Schule erinnerten: blondlockig, blauäugig, klein und mit gerundeten Formen die Eine, die andere brünett, lang und schlank mit dunkeln Augen, die ein fast leidenschaftliches Feuer verriethen, wenn schon auch jetzt auf beiden Gesichtern der Ausdruck harmloser Jugendfreude der vorherrschende war.

„Ob das wohl ein Besuch ist für Pastors oder Doctors?“ sagte die Blonde, „denn wie ein Reisender sieht er nicht aus!“

Die Brünette verstand, wie das gemeint war — unter einem „Reisenden“ dachte man hier nur an einen Commis voyageur, denn nur Fremde dieser Gattung pflegten sich von Zeit zu Zeit einmal hierher zu verirren; aber sie kamen meist mit „eigenem Geschirr,“ da sie sonst hätten zu Fuß weiterreisen, oder fast acht Tage bis zur

nächsten Gelegenheit hier verharren müssen. Die Antwort lautete daher: „Ja wenn Du das nicht selbst sagtest, wollte ich eben mit Dir wetten, Anna, daß der Vogel sich weiter verfliegt als in Euern „Rappen" —"

Da der Wagen noch langsam über die Brücke fuhr, hielt es Sander jetzt für angemessen, die Mädchen zu grüßen und zu dem Wagenfenster heraus zu fragen: „Verzeihen Sie, meine Fräulein, wie heißt wohl das erste Hotel der Stadt?"

Anna war glühend roth — entweder war es über die Worte des jungen feinen Herrn mit den intelligenten Zügen, der edeln, bescheidenen Stimme und den dunkeln Augen, die so unternehmend blickten, oder über die Frage nach dem „ersten Hotel," da das sie ganz besonders anging und sie freilich den Gasthof ihres Vaters, der den mehr als ausführlichen Namen „Zum schwarzen Rappen" auf seinem Schilde führte, noch nie hatte so vornehm tituliren hören — sie vermochte daher kaum zu antworten — die Freundin aber kam ihr zu Hülfe und rief fast etwas schnippisch

in den Wagen: „Der Kutscher wird sie schon in ein Gasthaus fahren, das nicht nur das beste, weil es das einzige — und das konnten Sie auch ohne uns von ihm erfahren —"

Sander machte lächelnd über diese Zurechtweisung ein tiefes Compliment, während der Wagen jetzt schnell seinem Ziele zurollte.

Anna faßte die Freundin fast krampfhaft unter dem Arm und rief erregt und grollend: „Gertrud, er kehrt bei uns ein! Wie soll ich nun ihm und den Eltern begegnen, wenn der Gast gleich von vornherein von uns beleidigt ist?"

„Ei, so lauf ihm doch gleich nach und bitt' es ihm ab!" rief Gertrud. „Du hast ihn ja nicht zurechtgewiesen, sondern ich — ich mache mir nichts daraus."

Anna war fast dem Weinen nahe, weil sie im Augenblick nicht wußte, was sie thun sollte; um keinen Preis mochte sie den höhnisch gegebenen Rath befolgen und doch mußte sie heim, wenn ein vornehmer Gast kam — was nöthig war zu seinem Empfange mußte sie doch besorgen, und die Mutter schalt, wenn sie ihr nicht

zur Hand war, sobald sie gebraucht ward. Nach einigem Zögern und allen möglichen Verwahrungen, daß sie nur gehe, weil sie müsse, eilte Anna endlich nach Hause.

Das aber ahnten die beiden Mädchen nicht, daß von diesem Augenblick an eine „neue Aera“ für ihr Heimathstädtchen und auch für ihre Herzen begann — ob sie zum Heil war oder nicht, das konnte erst die weitere Entwickelung zeigen. Vorherbestimmen läßt sich ja am wenigsten, wozu die kleinsten Vorgänge führen.

2.

Anna war die einzige Tochter des Gastwirths Steinborn, der in einer glücklichen Stunde auf den Einfall gekommen war, seine bisherige Schenkwirthschaft „Gasthof zum schwarzen Rappen“ zu nennen und auch den sympathisirenden Künstler gefunden hatte, der ein Roß, mit dieser Inschrift umgeben, al fresco an allen Ecken des ziemlich stattlichen Gebäudes verewigte. Im edeln Wett-

eifer damit nahm der gegenüber wohnende Apotheker für seine bisher namenlos gewesene Officin den Namen „Mohrenapotheke" an, ließ sich aber glücklich von seiner Tochter Gertrud die dazu gewählte Benennung „schwarz" ausreden und setzte dafür ein im tiefsten schwarzen Lack erglänzendes Männchen über die Eingangsthür — das zweite Werk der bildenden Kunst im Städtchen. Der Apotheker Amberg und der Gastwirth Steinborn waren die reichsten Leute des Orts — zwei alte Patricierfamilien, welche das Städtchen durch allmächtigen Einfluß regierten. Alles ging gut, sobald ihre Interessen gemeinschaftliche waren — außerdem aber kamen Streitigkeiten zum Ausbruch, die an die Zeiten und Kämpfe der Montecchi und Capuletti erinnerten. Jetzt aber herrschte ein Frieden, der zunächst durch die Freundschaft der beiden Töchter gegründet war — immerhin aber war dies nur ein Waffenstillstand; Mädchenfreundschaften sind ja wandelbar — man hoffte, diesem Frieden noch eine sichere Basis zu geben: Anna Steinborn und Eduard Amberg sollten ein Paar werden. Eduard war gegenwärtig Provisor in

einer ziemlich entfernten Stadt, so daß er jetzt mehrere Jahre nicht in der Heimath gewesen war. Elternwille hatte die Zukunft der Kinder bestimmt, die, so lange sie an Einem Ort gewesen waren, gern mit einander gespielt hatten und von deren kindlichem Gehorsam man überzeugt war. Anna selbst lebte noch in jenem glücklichen Stadium weiblicher Unschuld, in welchem eine Freundin der schwärmenden Seele noch Alles ist und die Stelle des Geliebten vertritt — wenn Anna ahnte, daß sie zu Eduards Braut bestimmt war — denn eine wirkliche Verlobung bestand noch nicht, — so freute sie sich bei dieser Aussicht am meisten darüber, daß ihr dann Gertrud den Brautkranz geben und nicht nur ihre Brautjungfer sondern ihre Schwägerin sein würde.

Leon Sander gefiel sich im „Schwarzen Rappen" und in der Gegend — Tagüber streifte er in ihr umher; Abends oder zuweilen auch nach dem Mittagsmahl saß er im Garten des Gasthauses oder in dem der Apotheke — er hatte sich drüben einmal das Sodawasser selbst geholt und war auch dort freundlich empfangen worden.

Gertrud und Anna, beide immer vereint, waren dann hüben wie drüben seine Gesellschafterinnen — mußten ihm die Wege beschreiben zu seinen Ausflügen; ja bei kurzen Touren, die nur ein Paar Nachmittagsstunden in Anspruch nahmen, durften sie sogar seine Führerinnen sein.

Noch herrschte hier auch die gemüthliche Sitte, des Abends auf Steinbänken vor der Hausthür zu sitzen und so sich nachbarlich zusammenzufinden. Selbst der Apotheker, der sonst, wenn sein Provisor seinen „Ausgehetag" hatte, im eigenen Hause ein Gefangener war, durfte sich doch vor der Thür auf seine Steinbank oder hinüber bis zu der des Gasthofs getrauen, denn von da konnte er noch immer übersehen, wenn die Thür seiner Officin im Interesse der leidenden Menschheit geöffnet ward. An einem solchen Abend ehrbarer Gassengeselligkeit war es, als Sander, den die Schönheiten der Gegend immermehr entzückten, die schon oft gehörte Bemerkung des Apothekers: „Es ist nur Schade, daß man von der schönen Gegend nicht leben kann," mit Energie bekämpfte, indem er sagte: „Verzeihen

Sie — in unserer Zeit verlieren manche alte Phrasen ihre Berechtigung — dazu gehört auch diese. Sie alle hier, das ganze Städtchen, könnten von der schönen Gegend recht wohl leben, wenn Sie nur wollten! Sie, Herr Apotheker, versenden bereits Fichtennadelnextract zu Bädern — lassen Sie dieselben hier im Ort nehmen und Sie ziehen eine Menge Fremder her, die nicht nur alle Fremdenzimmer des „Rappen" sondern auch manche jetzt unbewohnte erste Etage beziehen und ein schönes Geld hier lassen werden, das, in ein paar Monaten von den Einwohnern des Orts fast spielend erworben, in den Wintermonaten ungestört verzehrt oder noch besser zu neuen Erweiterungen des „Curorts" benutzt werden kann. Eine schöne Gegend ist heutzutage das beste Capital — unzählige Leute giebt es, die sich scheuen, in ein kostspieliges großes Bad zu gehen, aber gern ihre Sommerferien in einem stillen Aufenthalt genießen möchten. Schlagen sie ein! Treffen Sie nur einige Vorkehrungen für das nächste Frühjahr, Fremde bei sich aufzunehmen, und ich verbürge mich, sie Ihnen zuzuführen und komme selbst wieder mit!"

Diese Angelegenheit ward noch vielfach auch von dem Arzt, dem Bürgermeister und andern Leuten „bei der Stadt“ discutirt und endlich fand Sander's Vorschlag allgemeinen Beifall. Er reiste mit dem Versprechen ab, nächstes Jahr schon im Juni wieder zu erscheinen — als die erste Schwalbe, der noch viele Zugvögel folgen würden.

Zur bestimmten Zeit war Sander nun wieder eingetroffen und hatte ein paar Freunde mitgebracht, die aber nicht lange verweilten. Indessen kamen andere Fremde an, gelockt von seinen Zeitungsartikeln, die das neue „Fichtennadelnbad“ nicht nur als gesund und in herrlichster Gegend gelegen, sondern hauptsächlich auch als billig, still und gemüthlich schilderten; ein wahres Paradies mit patriarchalischen Zuständen ohne die Prellerei und den Aufwand größerer Badeorte. Dies alles hatte seine Wirkung auf die verschiedensten Personen des Mittelstandes nicht verfehlt, die theils aus wirklichem Bedürfniß, theils um doch die Mode mitzumachen, einen schönen Sommeraufenthalt suchten. Von Herren zwar fanden sich nur

einige Hypochonder ein, die nach Natur und Einfachheit verlangten; stark vertreten aber war die Damenwelt, die theils aus Nervenschwache die Stelle suchte, theils aus Ersparniß lieber dahin ging, wo es möglich war, mit Anstand eine halbe Portion zu verzehren, statt eine theuere Table-d'hôte zu bezahlen, und wo kein ewiger Toilettenwechsel gefordert ward. Am meisten zog die bescheidenen Naturliebhaberinnen die Garantie, daß einen so kleinen Ort die gefall- und vergnügungssüchtigen Damen so wenig wie die Modegecken und Lebemänner besuchen und — entweihen würden. Mochten daher immerhin einzelne witzeln, daß sich „eine respectable Philistergesellschaft" zusammengefunden — die Honoratioren des Städtchens waren entzückt über ihre Gäste und suchten ihnen den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen, ohne ihnen die eigene Gesellschaft zu sehr aufzudrängen.

Leon Sander war und blieb mit den beiden Freundinnen Gertrud und Anna in dem vorjährigen freundlichen Verkehr, während er mit den Badegästen weniger in Berührung kam. Er

wohnte nicht im „Rappen", sondern hatte eine einsamere, poetischere Wohnung in einem der auf den Bergen vereinzelt stehenden Häuser bezogen. Ein idyllisches Zimmer, aus dem man gleich in eine mit wilden Wein überrankte Laube trat, mit der reizendsten Aussicht auf das Städtchen, den Fluß und die jenseitigen waldigen Berge, eignete sich besser zu dem dichterischen Schaffen, das sein Beruf war und zu dem er einen so ländlichen Aufenthalt jedem andern verzog. Aber er speiste im „Rappen" mit den andern Badegästen, ohne sich sonst viel an ihren Spaziergängen zu betheiligen, da er die Natur lieber allein oder in Begleitung der beiden befreundeten Mädchen genoß. Bei dem Apotheker stand er nicht minder gut als bei dem Gastwirth, da beide durch den auch sonst sich steigernden Fremdenverkehr, der jetzt schon sogar eine in der Woche dreimal stattfindende Fahrt des Stellwagens nöthig machte, ihre Rechnung fanden und nun Sander's Einfluß auf's höchste schätzten. Man ließ ihn daher in allen Stücken gewähren und auch die Frauen der Beiden waren stolz darauf, daß „der Herr

Dichter" ihren Töchtern in „Apothekers Laube" seine eigenen Productionen vorlas.

Einige Wochen derartigen harmlosen Miteinanderlebens waren bereits vergangen, als er auch einst den beiden Mädchen eine epische Dichtung vortrug. Gertrud hatte ihre feurigen Augen auf ihn gerichtet und der Strickstrumpf ruhte still in ihrem Schoße, obwohl die Finger vorschriftsmäßig, fast krampfhaft die Nadeln festhielten; Anna aber nähte emsig weiter und verrieth nur durch glühende Röthe den doppelten Eifer, mit dem sie zugleich hörte und arbeitete.

Da kam ein junger Mann in Begleitung der Apothekerin durch die Eingangsthür des Gartens. „Bleib' nur zurück, Mutter," flüsterte er dieser zu, „ich schleiche mich hin und werde sie Beide überraschen! Du kannst den Spaß von der Ferne mit ansehen. Dich möchten sie eher kommen hören als mich." Auf den Zehen schlich er sich näher — sein hübsches, frisches, aber etwas geistloses Gesicht strahlte in der sichern Voraussicht des Vergnügens, das der nächste Moment ihm bringen würde; dabei unterließ er

nicht, noch etwas selbstgefällig die Cravatte zurecht zu zupfen und einen Griff in das scharfgescheitelte und pomadisirte Haar zu thun, wodurch er den Eindruck vervollständigen wollte, dessen er gewiß war. Schon stand er ganz dicht hinter Anna's Stuhl, die am Eingang der Laube saß — die Mädchen hörten und sahen nichts als den vortragenden Dichter und dessen Augen ruhten auf seinem Buch — da beugte sich der Angekommene und drückte einen Kuß auf ihren Nacken.

Mit einem lauten Schrei schnellte Anna von ihrem Sitze empor und maß den Kühnen mit zornigen Blicken; auch Sander erhob sich, um nöthigenfalls für ein solches Betragen Rechenschaft zu fordern: aber das Wort der Ueberraschung aus Gertrud's Mund, obwohl es halb im vorwurfsvollen Tone gesprochen war: „Bruder!" ließ ihn schweigen.

Eduard Amberg reichte Gertrud die Hand, küßte sie mit treuherziger Begrüßung auf den Mund und sagte dann, zu Anna gewendet: „Nun meine Anna weiß, wer es ist, wird sie mir wohl das Gleiche gestatten."

Aber diese ward noch röther als vorhin, wich scheu zurück und ohne ein Wort zu sagen, machte sie sich von ihm los, um davonzueilen. Doch von der Gartenthür her kam ihr die Apothekerin kopfschüttelnd entgegen, fing sie mit den Armen auf und sagte mit dem glücklichsten Lächeln mütterlichen Stolzes:

„Nun, Du brauchst Dich nicht zu schämen, und daß er Dich erschreckt hat, ist weniger seine Schuld wie Deine! Warum warst Du gar so eifrig beim Nähen Deiner Ausstattung!“ Sie deutete damit auf ein neues Taschentuch, an dem Anna gesäumt hatte, und das sie noch in der Hand hielt. Aber diese sagte mit einer Stimme, die vor höchster Aufregung zitterte:

„Ich kann jetzt nicht hier bleiben, die Mutter wartet drüben auf mich!“

So entzog sie sich der gutmüthigen Frau und eilte fort, indeß ihr Eduard staunend mit offenem Munde nachblickte und in der That nicht wußte, ob er träumte oder wachte.

Vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben fühlte sich auch seine Schwester durch das Be-

tragen ihrer Freundin in einer Weise verletzt, die sie mit plötzlicher Bitterkeit gegen sie erfüllte.

„Ich weiß nicht, was das heißen soll!" sagte sie mit einer vor innerlicher Empörung fast zitternden Stimme — „Ich weiß, daß sie nicht eher gegangen wäre, bis sie ihre Mutter hätte rufen lassen! Nicht wahr, Herr Sander, das war ein sehr ungeschickter Vorwand?" Und dabei sah sie diesen mit so durchdringenden Blicken an, als wollte sie von ihm Rechenschaft fordern, daß die allgemeine Verlegenheit auch ihn mit ansteckte und er, indem er sein Buch in die Hand nahm und im engen Bereich der Laube hinter dem Tische sich hervorzuwinden suchte, sagte:

„Ich fürchte, daß ich jetzt nur ein Familienwiedersehen störe und werde mir die Freude, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen, Herr Amberg, auf später sparen."

In Gertrud schoß plötzlich ein peinlicher Gedanke auf — in furchtbarer Unruhe hob sich ihre Brust, ihre Augen flammten und ihre Stimme zitterte, als sie sprach: „Herr Sander, bleiben Sie doch! Ich selbst werde zu Anna

gehen und ihr Alles sagen, was zu sagen ist."

Jetzt starrte sie Leon seinerseits eine Weile sprachlos fragend an. Kaum wußte er, ob er über eine Scene, die ihm halb tragisch, halb komisch erschien, lächeln oder sich ärgern sollte; er nahm, trotz Gertrud's Einwendung, seinen Hut und sagte vornehm zurückweisend:

„Was ich bei Fräulein Anna sollte, wüßte ich allerdings nicht; aber die Badegäste haben um 4 Uhr eine Partie, die ich nicht versäumen darf. Auf Wiedersehen morgen!"

Damit ging er grüßend fort.

Gertrud sah ihm mit sehr gemischten Empfindungen nach; halb fand sie sich durch seine Worte getröstet, halb verletzt. Da sie bemerkte, wie er gar nicht einmal nach dem Gasthaus hinübersah, sondern den bergaufführenden Weg nach seiner Wohnung mit großen Schritten einschlug, wurde sie selbst unschlüssig, was sie thun sollte. Eduard aber hielt sie zurück und sagte:

„Zuerst muß ich doch wissen, wie ich mit Euch Allen daran bin und was es mit dem Stören=

fried da denn eigentlich für eine Bewandtniß hat!"

Weder Mutter noch Tochter hatten bis diesen Augenblick einen Störenfried in Sander erblickt. Er war der Freund dieser beiden Familien, das Kind im Hause, der Lehrer und Bildner der Mädchen, der Wohlthäter des Fleckens geworden, der ganz allein auf seine Veranlassung zu einem besuchten Curort emporzublühen begann. Unter diesem Gesichtspunkt suchten ihn beide jetzt — die Mutter beinah eifriger als Gertrud — dem zurückgekehrten Eduard zu zeigen. Aber wenn auch die geistigen Fähigkeiten des Genannten nicht eben hervorragender Art waren, so weit reichte doch der Scharfblick seiner Liebe wie seiner männlichen Eitelkeit, daß er über das Verhältniß der beiden Mädchen zu dem jungen Mann ein blitzendes Licht durch die halb im zornigen, halb im höhnischen Ton hingeworfenen Worte verbreitete:

„So habt Ihr Euch Beide in ihn verliebt!"

3.

Lange hatte sich Gertrud nach jenen verhängnißvollen Worten des Bruders nicht halten lassen; sie überließ es ihm mit der gleichfalls davon plötzlich aufgeschreckten und wie vor einem Abgrund stehenden Mutter weiter über Leon Sander zu verhandeln, und eilte zu Anna, um vielleicht doch noch eine andere Erklärung für deren Flucht zu finden.

Aber mit Verwunderung hörte die Wirthin Gertrud's Frage nach Anna, die sie noch in der Apotheke glaubte, und Gertrud war darüber so bestürzt, daß sie jetzt am wenigsten ein ruhiges Gespräch führen oder Rechenschaft über das Vorgefallene geben oder fordern konnte. Anna ist nicht nach Hause gegangen und Sander ist ihr gefolgt — vielleicht ist Alles auf Verabredung geschehen, vielleicht sahen sie einander schon öfter ohne Gertrud, hintergingen die Freundin, die Eltern, den Bräutigam! Jetzt zum ersten Male in ihrem Leben, fühlte sich Gertrud von rasender

Eifersucht gefoltert, keiner Ueberlegung fähig: nur wie von furchtbarer Angst getrieben, eilte sie, an jene Stelle zu kommen, die sie als Leon's Lieblingsplatz auf waldiger Höhe kannte. Dort, wo er seinen Namen neben den der beiden Mädchen in die Rinde einer hohen Buche geschnitzt, dort wollte sie Rechenschaft von ihm fordern — Rechenschaft für was? Sie nannte keine That, keinen Gegenstand, sie hatte nur ein quälendes Gefühl im Herzen, das sie dorthin trieb.

Der Weg führte bergan an einem Bächlein vorüber, das, dicht mit Vergißmeinnicht besetzt, sich wie ein zackiges himmelblaues Band den Berg herabschlängelte. Hier hatte sie im vorigen Jahre mit Anna und Leon die sinnigen Blümchen gepflückt, ihm Kränze daraus gewunden und zum Andenken mitgegeben.

„Ich werde Sie nie vergessen! Ich werde nächstes Jahr wiederkommen!" hatte er da oben unter der Buche gelobt am Vorabend seiner Abreise, und da er wiederkehrend Wort gehalten, hatten sie seine Rückkehr an der gleichen Stelle gefeiert, die Buche bekränzt und sie zum Tempel

der Freundschaft geweiht. Man hatte eine wundervolle Aussicht von da weit in die blaue Gebirgswelt hinein, indessen ein tiefes Waldthal unmittelbar zu den Füßen des Berges sich öffnete.

Als Gertrud fast athemlos ihrem Zielpunkt sich näherte, sah sie schon ein roth und weißes Kleid entgegenschimmern — Anna war oben — gewiß auch Leon. Einen Augenblick blieb Gertrud stehen — was wollte, was durfte sie thun, wenn Anna wirklich die Bevorzugte war, für die sie selbst sich gehalten — mit welchem Recht gehalten? Sie zitterte vor der Beantwortung dieser Frage — sie wollte sie wenigstens nicht selbst sich geben und so nahm sie einen letzten Anlauf, die Höhe zu erreichen.

Anna wandte sich erschrocken zu der Ankommenden, die sich, mit den Augen suchen, nach allen Seiten, allen Pfaden wandte; auch Anna's Augen suchten den Weg hinab, den jene gekommen, und ängstlich fragte sie:

„Kommt Dein Bruder mit?"

„Mein Bruder?" antwortete Gertrud zurückweisend. „Du irrst Dich, wenn Du denkst, daß

er Dir nachläuft. Eine Braut, die sich so benimmt, wenn der Bräutigam kommt —"

„Sage diese Worte nicht!" unterbrach sie Anna. „Ich fühlte, da ich ihn wiedersah, daß davon nicht die Rede sein kann."

„Ich dächte doch," entgegnete Gertrud gereizt, „Du brauchtest Dich eines solchen Bräutigams nicht zu schämen!"

„Sage nicht so!" rief Anna noch heftiger; „Es war eine Rohheit, mich küssen zu wollen vor allen —"

„In Leon's Gegenwart!" fiel ihr Gertrud wieder in's Wort.

„Nun ja doch!" antwortete Anna erröthend und in Thränen ausbrechend — „Heute habe ich es erkannt, daß ich ihn liebe —"

„Und er Dich?" fragte Gertrud mit fast verhaltenem Athem. Ich weiß es, Du gingst nicht nach Hause und er folgte Dir bald —"

„Er folgte mir? Ging er? Was sagte er? fragte Anna dagegen mit nicht weniger gepreßter Stimme.

„Er folgte Dir nicht, war nicht hier?" rief Gertrud und athmete erleichtert auf; ja ein Lä=

cheln des Triumphs spielte um ihre Augen, als Anna antwortete:

„Nein, nein! Aber was sagte er?“

„Der Auftritt mochte ihm peinlich sein — er ging. Er schien eine Partie mit den Badegästen vorzuhaben, berichtete Gertrud, plötzlich merkwürdig ruhig geworden.

Eine Pause trat ein. Anna nahm die Gespielin bei der Hand und setzte sich mit ihr unter die Buche. Leise spielte der Wind in ihren Zweigen und die Vöglein flatterten lustig bald auf ihren Wipfeln, bald zu den umstehenden Bäumen; ja ein sangesfroher Finke, der auch im Hochsommer das Singen noch nicht verlernt hatte, schmetterte vom nächsten Haselstrauche ein fröhliches Lied. Sonst war es still und einsam. Man hörte nur das Bächlein rieseln und zuweilen ein Eichhörnchen an einem Baumstamm emporklettern. Friedliche Sommerruhe lag über der ganzen Landschaft; schon ward es unten in den Thälern dunkel, aber im hellen Sonnenglanz leuchteten noch die Höhen und helle Lichter spielten durch die Zweige der Buche. Durch das

Aetherblau des Himmels zogen schimmernde Wölkchen dem Westen zu — jetzt noch eine Guirlande von weißen Rosen, die bald als ein Kranz von rothen sich um das Haupt der scheidenden Sonne lagern sollte.

„Beide Mädchen empfanden den beruhigenden Eindruck der schönen Natur — war auch der Frieden ringsumher ein greller Gegensatz zu der Aufregung ihres Innern — er gab ihr doch einen mildern Charakter.

„Was willst Du nun meinem Bruder antworten?" fragte Gertrud.

„Was ich muß — daß ich ihn nicht liebe!" sagte Anna unter Thränen.

„Dann wird er erwidern, daß Du ihm das hättest früher sagen können und, wenn eine Veränderung mit ihm vorgegangen sein sollte, Du das nicht in diesem Augenblick des Wiedersehens beurtheilen kannst —"

„Nun, so will ich gestehen, daß ich einen andern liebe —"

„Und daß er Dich wieder liebt?"

„Ich hoffe es!"

„Nur weil Du es wünschest!“

„Aus hundert Zeichen!“

„Welche Zeichen?“

„Mein Gott!“ rief Anna ungeduldig, „ist denn Leon nicht meinetwegen hierher zurückgekehrt und warest Du denn nicht immer selbst dabei, wenn er mir seine Emfindungen zu erkennen gab?“

„Um Deinetwillen zurückgekehrt?“ entgegnete Gertrud spöttisch — „und wenn er Dir seine Empfindungen zu erkennen gab, war ich immer dabei?“

„Immer!“

„Du sahst ihn nie ohne mich?“

„Nur auf Augenblicke diesmal — länger natürlich im vorigen Jahre, als er bei uns wohnte.“

„Und da schon gestand er Dir, was Du mir bis jetzt verbargst?“

„Ich verbarg nichts! Du weißt ja wie wir uns gemeinschaftlich auf seine Rückkehr freuten —“

„Er versprach sie mir so gut wie Dir und alles, was Du auf Dich beziehst, kann ich auch

auf mich beziehen — Du bist eine Thörin! Du bildest dir nur ein, was Du gewünscht!"

„Gertrud!" rief jetzt Anna erschrocken und aufgebracht, „Du liebst ihn auch?"

Gertrud erröthete und verstummte.

Anna brach in Thränen aus. „Gesteh' es nur!"

„Ich habe mich des Geständnisses nicht zu schämen wie Du — ich habe keine Untreue damit begangen!"

„O, jetzt durchschaue Dich ich!" rief Anna erbittert. „Nur darum willst Du mir Deinen Bruder aufdrängen, damit ich Dir nicht mehr im Wege bin. Aber das wird Dir nicht gelingen! Ich bin keine Puppe, die man nach Gefallen lenken kann — das kannst Du den Deinen auch sagen!"

„Ich werde es ihnen sagen!" antwortete Gertrud mit kaltem Stolz, denn jetzt war ihr unrecht geschehen.„ Sieh' Du wie Du mit Deinen Aeltern zurechtkommst. Gute Nacht!" Sie war aufgestanden und ging schnell den Berg hinab. Sie

wandte sich nicht um, als Anna ihr nachrief. In laute Thränen ausbrechend, blieb diese allein unter der Buche zurück.

4.

Indessen hier zwei Mädchenherzen in der Erregung eines ersten Liebessturmes zu brechen drohten, war derjenige, der ihn heraufbeschworen, nicht eben sehr berührt davon. Zwar kam ihm bei dem in der Laube stattgefundenen Auftritt eine Ahnung von dem Unheil, das er angerichtet, und er hielt es deshalb für das Beste, sich zu entfernen; aber nach egoistischer Männerart redete er sich bald ein, daß er selbst nicht nur keine Schuld auf sich geladen, sondern auch nicht den kleinsten Fehler sich vorzuwerfen habe.

Er hatte nichts gethan, als ein heiteres idyllisches Leben mit den beiden Mädchen geführt. Er, den die Salondamen mit ihrer meist gleichmäßigen Bildung häufig langweilten, der die koketten Balldamen verachtete, die entweder mit der Absicht, Eroberungen zu machen, den Männern

entgegenkamen oder von verdorbenen Müttern ihnen entgegengeführt wurden; er, der die fast noch in diesem Einen Punkt listigeren Bürgermädchen zurückwies und doch wieder zu bequem war, um die bescheidenen Mädchen sich zu bemühen, die sich lieber suchen ließen als vordrängten — er fand sich in der Gesellschaft dieser einfachen und unverdorbenen Naturkinder unendlich wohl.

Daß es die reine Natur, das empfängliche Gemüth sei, was ihn an diesen beiden Mädchen am meisten entzückte, redete er mit vielem Geschick sich ein. Sinnlichkeit und Eitelkeit, daneben eine gewisse Bequemlichkeit, waren zuletzt aber doch die Hauptmotive. Die Mädchen waren jung und hübsch, und wenn auch ländliche Schönheiten, vielleicht eben durch ihre naturwüchsigen Reize bei denen keine Kunst nachgeholfen hatte, doppelt verlockend. Ein Händedruck, ein gelegentliches Umschlingen, ja selbst ein im Scherz gegebener Kuß, solch ein zwangloser Umgang, wie kein feinerzogenes Mädchen ihn geduldet haben würde, war ihm hier gestattet. Er war der Gespiele,

der Freund, der Lehrer der beiden Freundinnen geworden — ja noch mehr: er war ihr Orakel, ihr Abgott. Einen Dichter verehrten sie wie ein höheres Wesen. Begeistertere und empfänglichere Zuhörerinnen hatte er nie gehabt — sie bewunderten ihn und er schwelgte in dem Wonnegefühl des Dichters, solche Huldigungen seiner Muse von den unschuldigen Töchtern des Volks zu empfangen.

So wie die Mädchen gleichmäßig für ihn schwärmten, war er ihnen auch gleichmäßig zugethan. Ob ihm die ernstere, sinnendere Gertrud oder die aufgewecktere, muntere Anna besser gefiel, die Blonde oder die Braune — er wußte es nicht. Ja, wenn er nur eine von ihnen sah ,so fehlte ihm gleich die andere. Darin allerdings war er schuldlos: er zog keine der Andern vor, und so konnte ihm auch nicht einfallen, daß er bei der Einen oder Andern Hoffnungen erwecken könne, an die er selbst nicht dachte. Hatte es hier und da schon Momente gegeben, wo etwas wie Eifersucht zwischen beiden ihm bemerklich ward, so glich sein Betragen schnell Alles wieder aus.

So war ein Tag nach dem andern, eine Woche nach der andern vergangen — der trauliche Umgang mit den beiden Mädchen gehörte mit zu seiner Villeggiatur — sobald er fortging, endete das Verhältniß, um, wenn er im nächsten Sommer Sehnsucht danach bekam, wieder angeknüpft zu werden. So urtheilte und schloß er bei sich selbst und dachte nur an sein Ich, dessen Spielzeug die Mädchen waren.

Daß sie so im Traume hinlebten, daß sie harmlos Blumen pflückten auf einem Vulkan, das war bei den unerfahrenen Mädchen ja nur natürlich — aber er, der erfahrene Mann, der Dichter, der die Gefühlswelt in allen Herzensregionen kennen gelernt und besungen — er, der in andern Seelen zu lesen verstand, hätte sich die Gefahr vergegenwärtigen können, in welche er die Mädchen stürzte; um so mehr, da er sah, wie sehr sie ihn vergötterten, und nur zu gern sich selbst sagte, daß ein Mann, wie er: jung, hübsch, liebenswürdig und geistreich, fein und gewandt, noch nicht in ihren Kreis getreten war und wohl auch nicht wieder hineintreten würde.

Aber, wie gesagt, er reflectirte nur über sich, nicht über Andere, und erst in dem Augenblick, als Anna vor dem ankommenden Bräutigam entfloh, schoß in Leon der Gedanke auf: nach den zarten Huldigungen eines Dichters wird ihr freilich dieser gewöhnliche Kleinstädter nicht genügen!

Aber auch jetzt hatte er keine Lust, diesen Gedanken mit seinen allerdings halb schmeichelhaften, halb peinlichen Folgerungen nachzuhängen; um sich zu zerstreuen, suchte er die Gesellschaft der Badegäste, die, wie er wußte, heute einen Ausflug in die Thalmühle gemacht.

Ward er hier auch erst mit der neckenden Bemerkung: „Ein weißer Sperling," empfangen und gab ihm die alte wie die junge Damenwelt zu verstehen, daß man sie nicht ungestraft so vernachlässigen dürfe, wie es bisher von seiner Seite geschehen, so wußte er doch bald so sehr den angenehmen Gesellschafter zu machen, daß man sich auf dem Heimweg nur noch ins Ohr flüsterte: es sei schade, daß er durch seinen Umgang mit jenen beiden Mädchen sich der guten Gesellschaft so entfremdet habe.

Er hatte sich selbst recht gut amusirt und kam spät am Abend mit dem Entschlusse heim, künftig mehr mit diesem Kreise zu verkehren, in dem er ein paar neue Ankömmlinge, einen in jeder Sphäre bewanderten Arzt, Doctor Lanius und seine feingebildete interessante Frau, Lea, entdeckt hatte, die eine Verehrerin seiner Muse war.

In der Laube, die an die Eingangsthür seiner Wohnung stieß, sah er zu seiner Verwunderung eine weibliche Gestalt sitzen. Seine Wirthin pflegte das nie zu thun — er erschrak vor dem Gedanken, daß sich Anna könne so weit vergessen haben — er wollte thun, als ob er sie nicht bemerkte und seine Thür öffnen. Aber der energische Ruf: „Bitte, Herr Sander, hören Sie mich nur einen Augenblick an!“ hielt ihn zurück.

Er trat näher und erkannte an Stimme und Gestalt Anna's Mutter.

„Sie werden sich wundern, mich hier zu sehen,“ sagte die Wirthin vom „Rappen“ mit fast zitternder Stimme; „ich komme um meiner einzigen Tochter willen —“

Leon's Verlegenheit wuchs. „Sie erschrecken mich," sagte er, „es muß etwas Wichtiges sein, was Sie so spät noch herführt —"

„Allerdings, aber ich warte auch schon lange," sagte sie und holte Athem; „Sie können sich wohl denken, warum ich komme."

„Nicht im mindesten!" betheuerte Leon.

„Nicht? Aber Sie erinnern sich, daß erst diesen Nachmittag der Apothekerssohn ankam, mit dem meine Tochter versprochen ist, und daß sie ihm davonlief?"

„Ich glaube das bemerkt zu haben," entgegnete er ausweichend.

„In dieser Verlobung fanden zwei Familien ihr ganzes Glück — das Betragen meiner Tochter hat nun nicht nur den Bräutigam, sondern seine ganze Familie empört; sie wollen nichts mehr von uns wissen —" Da Sander nichts antwortete, fuhr die Frau nach einem tiefen Athemzuge fort: „Um unsere Tochter Jemand aufzuzwingen, sind wir auch zu stolz —"

„Daran thun Sie sehr recht!" bemerkte Sander.

„Aber es kann noch Alles gut gemacht werden, wenn Sie vernünftig mit ihr reden."

„Ich?“

„Ja Sie,“ sagte die Wirthin mit fester Entschiedenheit und zugleich in äußerster Spannung. „Sie gibt nur auf Ihren Rath etwas. — Wenn Sie sagen, daß sie sich mit Eduard versöhnen soll und ihn heirathen, so wird sie es thun —“

„Aber wie kann ich — ich kenne ja die Verhältnisse nicht!“

„Sie können ja sonst so schöne Worte machen,“ fuhr die Mutter Anna's erbitterter fort; „wenn Sie ihr nicht zureden, so muß ich freilich den Tag verfluchen, wo Sie zuerst über unsere Schwelle traten!“

Leon zögerte lange mit einer Antwort; endlich sagte er: „Ich bin gern bereit, Ihren Wunsch zu erfüllen, aber ich weiß nicht, was Sie sich davon für einen Erfolg versprechen. Sie werden doch ihre Tochter nicht unglücklich machen wollen, was sie durch eine gezwungene Ehe werden muß! Denken Sie doch an Ihre eigene Jugend! Haben Sie sich denn mit Widerwillen verheirathet, einen Mann sich aufreden lassen, den Sie nicht mochten? Und wenn der Wunsch der Eltern Anna

nicht bestimmen kann, wie wird sie denn durch mich sich überreden lassen?"

Die bekümmerte Mutter brach in Thränen aus. „Ja, das ist eben das Unglück!" rief sie. „Sie haben es dahin gebracht, daß sie nur noch auf Sie hört und nicht mehr auf ihre Eltern. Freilich," fuhr sie heftig fort, „das ist leicht für einen studirten Herrn, einem einfachen Mädchen romantische Ideen in den Kopf zu setzen, ihm allerlei weiß zu machen und nachher es Andern zu überlassen, die Ueberspanntheiten ihm wieder auszutreiben!"

„Wann wünschen Sie, daß ich mit Anna reden soll?" fragte er.

„Kommen Sie morgen früh zu uns, aber durch den Garten, damit sie es nicht in der Apotheke sehen!"

„Darf Anna wissen, daß Sie mit mir gesprochen?"

Einen Augenblick besann sich die Wirthin. Dann sagte sie entschieden: „Ja! Ich sagte Anna, daß ich zu Ihnen ginge; ich werde ihr auch sagen, was ich mit Ihnen gesprochen —

und vielleicht genügt das schon, sie zur Vernunft zu bringen! Gute Nacht!" Und schnell, ohne eine Antwort oder Bemerkung abzuwarten, eilte sie davon.

Leon sah ihr kopfschüttelnd nach und ging dann übelgelaunt in sein Zimmer. In dieser Stimmung warf er sich auf's Lager; um alles Unangenehme zu vergessen, hielt er es für das Beste, sobald als möglich einzuschlafen, was ihm denn auch gelang.

5.

Die Wirthin vom „Schwarzen Rappen" war eine in jeder Beziehung „respectable" Frau, die auf die Ehre ihrer Familie hielt und keine Verletzung derselben duldete. In dem harmlosen Umgang ihrer Tochter mit Sander hatte sie um so weniger etwas Bedenkliches gefunden, als ihr Gertrud dabei immer zur Seite war und also auch die Apothekerfamilie ihre Ansicht theilte und

sich keine hämische Bemerkung irgendwelcher Art erlauben konnte.

Die gute Frau war daher wie aus den Wolken gefallen, als ihr plötzlich Anna noch an dem Abend des Wiedersehens mit Eduard erklärte, daß sie diesen nicht heirathen könne, weil sie Sander liebe. Da sie aber doch auf die eindringlichen Fragen der Mutter bekennen mußte, daß sie selbst für Sanders Gegenliebe keine Beweise habe, sich dennoch aber die Gewißheit derselben kaum ausreden ließ — da kam die Mutter auf den Einfall, mit Sander selbst zu sprechen. Keineswegs wollte sie aber weder sich noch ihre Tochter vor ihm durch eine directe Frage, durch ein förmliches Zuredesetzen compromittiren, sondern sie wollte nur seinen Rath verlangen über die Verlobung ihrer Tochter. Liebte er sie wirklich und waren seine Absichten ehrlich, so mußte er in diesem Augenblick der Mutter ein offenes Geständniß machen; that er dies nicht, blieb er ruhig bei dieser Nachricht, so mußte eben dadurch Anna von ihrer Einbildung geheilt werden, und wenn sie vielleicht der Mutter nicht glaubte,

so doch gewiß Sander's eigenen Worten, wenn er mit ihr im Ton der Freundschaft von ihrer Verlobung mit einem Andern sprechen konnte. So bewahrte auch die kluge Mutter die Tochter vor einer Beschämung, einer Lächerlichkeit.

Was sie nun freilich zu berichten hatte, nahm Anna auf wie ein Todesurtheil. Sie vermochte es nicht zu glauben, daß sie Leon gleichgültig sei; sie wollte es aus seinem eigenen Munde hören — aber gerade, wenn er selbst sie mit dem Vorschlag quälen konnte, dem aufgedrungenen Freier ihre Hand zu reichen — nun wollte sie es um keinen Preis thun.

Leon erschien am Morgen in einer ziemlich niedergeschlagenen verlegenen Haltung, nicht wie einer, der die Mission hat, einem andern Wesen „den Kopf zurechtzusetzen", wie die Mutter sich ausgedrückt hatte.

Anna war ihm lieb geworden, und daß sie durch eine erzwungene Ehe unglücklich werden, ein alltägliches Schicksal haben sollte, war ihm ein trauriger Gedanke. Wäre dies doch Alles erst geschehen, wenn er fort gewesen — hätte er

es dann erfahren, so würde es ihm nichts gekostet haben, als ein wehmüthiges Achselzucken. Daß ihn Anna liebte, daß sie um seinetwillen den ihr bestimmten Bräutigam ausschlug, begriff er nun schon; um ihr begreiflich zu machen, daß ihre Liebe eine Thorheit sei, gab es allerdings kaum ein sicheres Mittel, als das, der unbefangene Brautwerber eines Andern zu sein.

Als er durch das Gartenpförtchen trat, fand er Anna allein in der Laube. Sie trat ihm mit möglicher Fassung entgegen und sagte: „Wie in allen Kleinigkeiten, hat meine Mutter diesmal auch Ihren Rath in einer für mich wichtigen Angelegenheit erbeten; indessen ist das immer eine solche, wo jedes nur selbst entscheiden kann — so viel habe ich wenigstens aus Ihren Schriften gelernt — und ich bin mit mir selbst schon im Klaren —"

„Leider muß ich eingestehen," sagte Sander, „daß die Wirklichkeit zuweilen andere Forderungen stellt, als die Dichtung das Leben lehrt; daß man nicht jedes poetische Ideal verwirklichen kann —"

Anna winkte ihm mit der Hand, zu schweigen — Thränen standen in ihren Augen, aber sich zusammennehmend, um von einem bitterschmerzlichen Gefühl nicht allzu sehr übermannt zu werden, stampfte sie mit dem Fuße und sagte:

„Ich lasse mich von keinem fremden Willen regieren! Ich weiß, daß ich keinen Menschen mehr auf der Welt habe, wenn mir die Eltern zürnen, die Freundin verloren ist und nun auch in Ihnen der Freund! Ich hatte auf den Beistand des Dichters in diesem Kampfe gerechnet —“

Leon sah sie wehmüthig an und ergriff ihre Hand. „Sie sind zu aufgeregt, um einen Entschluß zu fassen. Niemand wird jetzt eine Entscheidung fürs Leben von Ihnen erwarten — aber seien Sie auch nicht ungerecht gegen Andere — weisen Sie die Hand eines braven Mannes, der vielleicht schon ein Anrecht auf die Ihrige hatte, nicht um einer poetischen Grille willen ab!“

Sie ward bei diesen Worten todtenblaß und riß sich von ihm los, ohne zu bemerken, wie sie dem Apotheker entgegeneilte, der eben durch das Haus in den Garten gekommen war

und den die Gastwirthin nicht zurückzuhalten vermochte.

„Mich gehorsamst zu bedanken, Herr Sander,“ sagte dieser hämisch, „daß Sie selbst für meinen Sohn den Freiwerber machen! Es hat aber damit nicht Noth — mein Sohn ist wie ich selbst viel zu stolz, um nur Ihrer — Gnade oder Ihrer Gewissenlosigkeit das Mädchen zu verdanken. Aus dem „Schwarzen Rappen“ da ist nie etwas Gutes für uns gekommen und es waren nur die katzenfreundlichen Weiber, die uns zu einer Verbindung überreden wollten —“

„Mein Herr,“ rief Leon, aufs Aeußerste empört, „ich verbitte mir Ihre Anzüglichkeiten und sehe überhaupt nicht ein, wie ich dazu komme, in Ihre Familienangelegenheiten verwickelt zu werden! Ich habe mich zu Niemand gedrängt, noch habe ich je etwas gethan, das die Worte rechtfertigte, mit denen Sie mich angreifen! Gestern noch hieß ich Ihnen der Wohlthäter Ihres Ortes, und heute —“

„Heute sind uns Allen die Augen aufgegangen,“ sagte der Apotheker und wandte ihm den Rücken.

In diesem Augenblick rief Gertrud:

„Vater es sind so viele Leute drüben, komm doch hinüber!“

Er ging und Gertrud warf Leon einen flehenden Blick zu, als wollte sie sagen: „Beherrsche Dich nur jetzt, sonst bricht immer mehr Unheil über uns herein!“ Damit verschwand sie wieder.

Aufgeregt und mißmuthig ging er heim.

Daß auch diese harmlose Idylle ein so gewaltsames Ende nehmen mußte! Daß sich auch hier dieselben Conflicte wiederfinden mußten, denen er im großstädtischen Leben so oft schon begegnet war. „Ein Sturm in einem Wasserglas!“ flüsterte er zwar mit verächtlichem Lächeln über die Kleinlichkeiten dieses Orts, seiner Verhältnisse und Einwohner, aber es blieb doch immer ein Sturm — freilich, er brauchte nur einen Schritt weiter zu thun und diesen Ort zu verlassen, so war er außer dem Bereich des Sturms.

Er dachte noch darüber nach, ob ihm diese Gedanken kluge Ueberlegung oder Feigheit eingegeben haben, als er einige Zeilen

Gertrud's in seiner Wohnung fand, welche lauteten:

„Verehrtester! Sie sprachen neulich einmal davon, daß sie bald abreisen würden. Wir konnten es nur mit Schrecken hören — jetzt bitte ich Sie selbst darum! Wenn Sie bleiben, werden wir Alle die schrecklichsten Quälereien erleben; wenn Sie gehen, wird Alles für uns gut werden! Schreiben Sie mir, wenn Sie mir etwas zu sagen haben, durch Ihre Wirthin, und wenn Sie nächsten Sommer wiederkommen, werden Sie wohl alle beruhigt, mich aber gewiß wiederfinden als Ihre unverändert treue Gertrud!"

Seine Hauswirthin selbst sagte ihm, als er noch unschlüssig von seiner Abreise sprach:

„Es thut mir leid, Sie einzubüßen, aber es ist das Beste, was Sie thun können!"

Als er sie erstaunt ansah, sagte sie:

„Ja, nehmen Sie es nur nicht für ungut, aber seitdem man erfahren hat, daß die Rappen-Anna den Apothekerssohn nicht nimmt, weil sie sich Sie in den Kopf gesetzt hat, seitdem sagen alle Leute, daß sie sich gleich gedacht hätten, daß

nichts Gutes aus Ihrem Verkehr mit dem Mädchen herauskäme! So sind die Einheimischen alle schlecht auf Sie zu sprechen — und die Badegäste, denen haben Sie stets ein Aergerniß damit gegeben, daß Sie die Bürgermädchen den feinen Dämchen vorzogen."

„So geh' ich auch auf der Stelle fort!" sagte Leon und erging sich noch in Verwünschungen dieser „miserablen" Gesellschaft. Er ordnete sein Gepäck, übergab es der Wirthin, es ihm mit nächster Gelegenheit durch die Eisenbahn zu schicken, hing seine kleine Reisetasche um, und erklärte noch heute eine Reise weiter ins Gebirge zu machen. An Gertrud schrieb er nur ein Paar kurze Abschiedsworte, die ihr sagten, daß er ihren Rath befolge, und wenn man ihm jetzt aus seinem Kommen ein Unrecht gemacht habe, so möge sie ihn vertreten, wenn man künftig vielleicht ebenso sein Gehen verurtheilen wollte. Da er aber wünschte, schon eine Strecke fort zu sein, wenn Gertrud seinen Entschluß erführe, damit er nicht etwa auch noch mit ihr einen quälenden Auftritt erlebe, so bat er die Wirthin, sein Billet erst den folgenden Tag zu besorgen

Und so schied er aus dem friedlichen Städtchen mit ganz andern Empfindungen, als mit denen er es begrüßt hatte; und er setzte seinen Wanderstab so eilig weiter, als gelte es, damit auch der verdrießlichen Stimmung zu entfliehen, die ihm seit gestern überkommen war.

6.

Am folgenden Tage war das ganze Städtchen in Aufregung. Ein Ereigniß, wie man es hier noch nicht erlebt, ging von Mund zu Mund: Die Rappen-Anna ist mit Leon Sander davongegangen!

Kaum konnte man das glauben von der sittsamen Anna! Ja das Vergehen Beider durfte um so weniger eine Entschuldigung finden, als man voraussetzen konnte, daß wenn Sander, „der Wohlthäter der Stadt,“ sich ehrlich um Anna beworben hätte, sie ihm gewiß nicht versagt worden wäre. Wußte man doch ohnehin von der Mutter, daß ihr das Glück ihres Kindes vor

Allem am Herzen lag und daß sie zuletzt gewiß den Bitten desselben würde nachgegeben und selbst ihre Lieblingspläne zum Opfer gebracht haben. Da nun Sander aber das Mädchen entführt, so war es klar, daß er keine „reelle Absichten" hatte und nun Anna's Ruf für immer zerstört war.

Nach jener verhängnißvollen Morgenunterredung im Garten war Anna in ihr Oberstübchen, in dem sie allein schlief und in das sie sich zurückzog, wenn sie etwas zu thun hatte, was sie in der Wohn- und Wirthsstube nicht vornehmen konnte, gegangen und hatte die Mutter, die gegen Mittag nach ihr sah, gebeten, sie nur heute darin und mit sich allein zu lassen, damit sie sich ausweinen könne und weder der Vater noch irgend Jemand „aus der Apotheke" sie in dieser Aufregung sehe, in der sie ja doch keinen vernünftigen Entschluß fassen könne. Die Mutter hatte sie gewähren lassen, und als sie am Abend noch einmal nach ihr sah, erschien sie ihr schon gefaßter, so daß sich die betrübte Mutter den besten Hoffnungen hingab — daß Jedermann, dem es begegnet, daß er an einer Liebestäuschung zu sterben

glaubt und dann doch auch den herbsten Schmerz übersteht — das wußte die erfahrene Frau und tröstete sich damit, wenn ihr auch darum alles, was jetzt geschah, nicht weniger zu Herzen ging.

Aber als sie am andern Morgen lange vergeblich auf Anna's Erscheinen gewartet hatte, ging sie hinauf, um nach ihr zu sehen. Das Zimmer war unverschlossen, daß sie gleich eintrat; aber Anna war nicht darin — ihr Bett schien unberührt. Von einem jähen Schreck getroffen, rief die Mutter vergeblich Anna's Namen durch das ganze Haus. Noch hatte sie Geistesgegenwart genug, ihren Mann und alle Hausbewohner nur zu fragen, ob sie Anna gesehen; und da es Jedermann verneinte, eilte sie nach dem Hause, wo Leon Sander gewohnt hatte, in der Meinung, ihn zu finden; er sollte sie an ihren Lieblingsplätzen in der Umgegend suchen, ehe ein Unglück geschehe, wie sie sich in banger Ahnung sagte. Sie hoffte, sich bei ihm einschleichen zu können, ohne von der Hausbesitzerin gesehen zu werden. Aber diese rief ihr schon von weitem entgegen: „Nicht wahr, das ist doch das Beste, was ge-

schehen konnte, daß er fort ist? Ich hab' ihm noch selbst zugeredet, abzureisen, obwohl's zu meinem eigenen Nachtheil war —"

„Abzureisen!" Und wie die unglückliche Mutter starr vor Schreck noch mehr fragte und hörte, da kam ihr selbst der Argwohn zuerst: So sind sie zusammen fort!

Außer sich, eilte sie wieder nach Hause. Dort wunderte man sich schon mehr und mehr über Anna's Verschwinden. Bald ließ es sich für Niemand mehr verbergen: sie war fort und Sander war auch fort — und was man einmal hier in einem Hause muthmaßen mußte, das muthmaßte man nicht nur bald in der ganzen Stadt — man nahm es als unumstößliche Gewißheit an.

In der Apotheke brachte diese Neuigkeit die verschiedensten Wirkungen hervor. Der getäuschte Bräutigam, der bei der entwichenen Braut nur das Nachsehen hatte, reiste auf der Stelle ab, um den lächelnden oder bedauernden Mienen der Kleinstädter zu entgehen, und schwur natürlich gegen Jedermann, daß er diesen Schimpf fürchterlich rächen werde. Der Apotheker und seine Frau

häuften Zorn und Schmach auf den ganzen Gasthof und seine Bewohner und die alte Feindschaft ward schlimmer, als sie je gewesen. Am meisten aber war Gertrud von der Nachricht betroffen. Zwar als sie Leon's Zeilen empfing, schwankte sie einen Augenblick — vielleicht war er doch nur gegangen, weil sie es ihm gerathen — nur um ihrer Liebe willen — vielleicht war Anna nur allein fortgelaufen — oder hatte sich gar ein Leides angethan — aber es trafen doch wieder alle Anzeichen zu, die Behauptung der andern zu rechtfertigen, daß Sander Anna entführt. So liebte er sie doch und Gertrud war die Betrogene! Betrogen von der Freundin, betrogen von dem Freund, der ihrem Herzen noch mehr war; betrogen von ihrem eigenen Herzen; seinem Hoffen und seinem Ahnen! Ja, und was sie am meisten beschämte und erbitterte: sie selbst hatte ihn in dem Vorsatz der Flucht bestärkt, sie selbst hatte ihm diesen Rath gegeben — wie würde er nun mit Anna über sie lächeln, sie verspotten oder bedauern — sie wußte nicht, was ihr das Härtere war.

Der Rappenwirth war über die Flucht seiner Tochter und das Stadtgeschwätz, das sich daran knüpfte, diese Angriffe auf den so lange ehrenhaft behaupteten Ruf seines Hauses und aller seiner Angehörigen so erbittert, daß er nun auch erklärte, er wolle gar nichts mehr von der ungerathenen Dirne wissen, und selbst wenn sie wiederkehre, werde er ihr das Haus verschließen. Die Mutterliebe ließ natürlich im Herzen seiner Frau keine solche Härte aufkommen. Sie gab heimlich mehr als einem ihrer Bekannten Auftrag, nach ihrer Anna zu forschen, und jeden Boten, jeden Fremden, der im „Rappen" einkehrte, suchte sie auszuforschen, ob sie so nicht eine Spur von Anna entdecke. An Sander schrieb sie, so gut es gehen wollte, einen herzzerreißenden Brief, beschwor ihn, ihre Tochter nicht noch mehr in Schande und Elend zu stürzen, legte einen Brief an diese selbst mit bei, in dem sie ihr Verzeihung zusicherte, wenn sie wieder zurückkehre, ja sie nur ihren Aufenthalt und alles, was sie inzwischen erlebt, wissen lasse. Diese Briefe wurden den Sachen beigefügt, die Sander's Wirthin zur Be-

förderung auf die nächste Eisenbahnstation übernommen hatte, wo sie dann Sander wollte abholen lassen.

Aber Tage, Wochen, Monate vergingen — es kam keine Nachricht über die Tochter oder von ihr, keine Antwort weder von ihr, noch von Sander.

Endlich, da es schon Herbst geworden, kam ein Brief von ihm. Er athmete ebenso viel Theilnahme über Anna's Verschwinden, als Entrüstung, daß man ihn für fähig gehalten, sie zu entführen. Er betheuerte hoch und heilig, daß er nur Freundschaft für sie, und zwar im gleichen Grade wie für Gertrud, empfunden und daß er vollkommen unschuldig daran sei, wenn sie aus Liebe zu ihm irgend einen unüberlegten oder gar verzweifelten Schritt gethan. Er selbst habe nach seiner Entfernung sich längere Zeit auf der Wanderschaft umhergetrieben und sei erst jetzt, in seinen Wohnort zurückgekehrt, in den Besitz seiner Sachen und dieser Briefe gelangt.

Alles, was Sander schrieb, athmete die Sprache der Wahrheit, und die Mutter, nun

zwar nicht mehr an der Unschuld ihrer Tochter zweifelnd, kehrte wieder zu ihrer ersten schrecklichen Muthmaßung zurück, daß sie sich ein Leids angethan, vielleicht in dem zwar nicht breiten, aber um so tiefern Fluß begraben läge — vielleicht ganz nahe, wo eine verhängnißvolle Stelle war, an der erst das Frühjahr schon manche Leiche aufgewühlt hatte — oder die Wellen hatten sie schon in jener unseligen Nacht fortgetragen in den großen Strom, mit ihm weiter und weiter zu schaukeln in das unendliche Meer.

Ein neuer Jammer für die Mutter! Aber der Vater zerriß mit erneuter Wuth Sander's Brief und verlachte seine Frau, daß sie den Worten eines — Scriblers glauben könne. Die hätten ja immer nur den Kopf voll Lügen und Phantastereien, und die gewandtesten unter ihnen verständen eine nur erdichtete Geschichte so nach dem Leben vorzutragen, daß man glauben könne, sie sei wahr. Wer weiß, sei er nicht des Mädchens schon überdrüssig, habe sie schon wieder verlassen und wolle sich nun damit am bequemsten vor allen Vorwürfen, jedem Versuch, ihn

zur Rechenschaft zu ziehen, schützen, daß er sich so unwissend über ihr Schicksal stelle.

So blieben Alle in Ungewißheit um Anna's Geschick, und was sich davon durch die erneute Aufregung der Rappenwirthin im Städtchen herumsprach, das wußte man kaum, war es nun schlimmer oder besser als der erste Verdacht? Entweder war sie entführt oder einem Ungetreuen nachgelaufen — oder sie hatte sich das Leben genommen — in jeder von diesen Möglichkeiten lag etwas Entehrendes, das Niemand mit milden Augen richten wollte.

7.

Leon Sander hatte die einfache Wahrheit geschrieben. In der Ueberzeugung, es sei das Beste und zugleich das Klügste, was er thun könne, war er abgereist, und da er sich einmal vorgenommen, in seinen Wohnort nicht früher als mit dem Herbst wieder zurückzukehren, so hatte er eine Wanderung weiter in's Gebirge

daran geknüpft und war zuletzt der Gast eines früheren Universitätsfreundes gewesen, den er unverhofft als Besitzer eines Landgutes wiedergefunden. Dasselbe lag aber schon jenseit der Grenze, ziemlich weit von Anna's Heimath entfernt, so daß dort für diese Sander's Spur schon längst verloren war. Er suchte die kleine Idylle zu vergessen, und wenn ja seine heitern Erinnerungen daran wiederkehrten, suchte er den letzten bittern Beigeschmack derselben hinwegzulächeln, indem er sich freute, noch zur rechten Zeit gegangen zu sein. Er zweifelte nicht, daß nach seiner Entfernung dort gewiß wieder Alles in das alte Gleis gekommen sei und lebte sorglos einer neuen, heitern Gegenwart.

Als er nun bei seiner Heimkehr erst den Brief der Rappenwirthin bei seinen Sachen fand, da ward er freilich von einem jähen Schreck erfaßt und von tiefem Mitleid ergriffen für das arme Mädchen und die noch ärmere Mutter. Aber wie er dem Geschehenen weiter nachdachte, da ging dies Mitleid unter in dem Aerger über den ungerechten Verdacht, der ihn hätte treffen

können — er wüthete über den unglücklichen Zufall, zürnte über die Thorheit Anna's, durch die er der Gegenstand einer Stadtklatscherei, eines allgemeinen Scandals geworden war. Mochte mit ihr geschehen sein, was da wollte — sie war das Opfer ihrer eigenen Schwachheit — er hatte ihr nie sein Herz gegeben, nie das ihrige gefordert; er war nie in einem andern Verkehr mit ihr, mit Gertrud gewesen, nie in einem andern, als den ihre Eltern ihr gestatteten — und so verstummte sein Gewissen vor diesen Argumenten. Nachdem er den Brief der unglücklichen Mutter beantwortet, warf er ihn in seinen Papierkorb und suchte in Arbeiten und Zerstreuungen diesen ganzen unglücklichen Handel zu vergessen.

Das ward ihm um so leichter, als er in einer jungen Malerin, Aloise Ascher, ein Wesen gefunden hatte, das bald alle seine Gedanken und Empfindungen in Anspruch nahm. Die junge Künstlerin war von Verwandten an eine ihm befreundete Familie empfohlen und wohnte, von einer Kunstreise aus Rom zurückkommend, selbstständig, aber unter dem Schutze jener Familie

bei derselben, um in der Hauptstadt weitere Kunststudien zu machen. Es konnte nicht fehlen, daß die in jeder Beziehung interessante Künstlerin den Schriftsteller anzog, der sich bald bemühte, ihr jeden Dienst auf ihrem Berufsweg zu leisten, zu dem seine Stellung ihn befähigte. Es konnte auch nicht fehlen, daß der künstlerische Wechselverkehr beider, der sie immerhin und mehr sympathisch zueinander zog, bald zu einer Annäherung der Herzen führte, die, um auch vor der Welt ihr Verhältniß zu sanctioniren, zu einer öffentlichen Verlobung ward.

Aloise war unabhängig und konnte frei über ihre Hand verfügen; darum theilte sie auch erst, nachdem der entscheidende Schritt geschehen war, ihn sowohl ihren entfernten Verwandten als ihrer innigsten Freundin, der Frau Doctorin Lanius, mit.

Wie staunte sie über die Antwort derselben! Das war kein Glückwunsch, wie ihn eine glückliche Braut von einer glücklichen Gattin erwarten konnte — es war eine Warnung zum vorsichtigen Prüfen und nähern Kennenlernen. Endlich

war noch die Bemerkung hingeworfen: „Hättest Du ihn mit mir zu gleicher Zeit und unter den gleichen Verhältnissen kennen gelernt, Du würdest Dich nicht so schnell einem Manne vertrauen, der nur mit Mädchenherzen spielt, um sie für ihr ganzes Leben unglücklich zu machen!"

Wie hätte Aloise Leon lieben können, wenn sie dieser Warnung so ohne Weiteres geglaubt hätte! Zurückweisend schrieb sie das der Freundin, aber nun hielt sich diese für verpflichtet, ihr zu erzählen, daß sie ihn im vorigen Jahre im Gebirge habe kennen gelernt, wo er mit zwei hübschen Ortsbewohnerinnen in einem ziemlich leichtfertigen Verhältniß gelebt, das mit der Entführung der einen geendet habe — wie es schiene, sei er der Geliebten bald wieder untreu geworden.

Jetzt mußte Aloise Gewißheit von Leon selbst haben und sei es nur, um die Freundin mit Thatsachen widerlegen zu können oder um nicht selbst die früheren Rechte einer Andern zu rauben.

Sobald Leon wieder zu ihr kam, gab sie ihm diese Briefe.

Freilich brauste er erst heftig auf, schalt, daß sie ihn dadurch zur Verantwortung ziehen wolle, klagte über ihren Mangel an Vertrauen, über die weibliche Schwatzhaftigkeit und das weibliche Mißtrauen — aber als er sie dadurch zum Weinen gebracht statt zum Wiederzürnen, als sie ihn, um Vergebung flehend, zu beruhigen suchte, statt daß er dies hätte thun sollen: da küßte er doch wieder ihre Thränen hinweg und sühnte die Schuld dieses Augenblicks durch ein offenes Geständniß.

Wie sehr auch der Schein gegen ihn war, sie glaubte ihm und seinen Worten und vergab. Was konnte er dafür, daß ihn die Mädchen liebten, denen er aus der Fülle seines Geistes mit heiterm Sinn verschwenderisch mitgetheilt? Aber eben darum war sie um Anna's Schicksal tief bekümmert — sie versetzte sich in ihre Lage; hätte man sie zwingen wollen, mit der Liebe zu Leon im Herzen, einem ungeliebten, rohen Mann ihre Hand zu reichen, ja hätte sie entdeckt, daß Leon sie nicht wieder liebe und nun von allen Seiten vielleicht nichts auf sie warte als Spott und Hohn — sie wäre auch davongelaufen. Ja —

aber wohin denn? Aus dem Leben? — Oder aus der Heimath? In das fremde Jenseits oder in die fremde Welt? Dort ein Vergehen und hier ein ewiger Kampf.

Anna's Bild stand trotz allen erneuten Liebesschwüren wie ein quälendes Gespenst zwischen Beiden.

Aloise beharrte darauf, neue Nachforschungen nach ihr anzustellen — wenn sie noch lebte, so, fühlte Aloise, sei es ihre und Leons Pflicht, sich der Verirrten anzunehmen — vor Allem aber lag es der stolzen Braut am Herzen, auch in jenem abgelegenen Gebirgswinkel den Ruf ihres Bräutigams wieder herzustellen.

Tag und Nacht sann sie auf Mittel, wie das wohl möglich wäre.

8.

Von Scham über ihre getäuschten Hoffnungen, von Angst vor den Eltern, von der Möglichkeit der Ehe mit dem ihr plötzlich verhaßt ge-

wordenen Manne gefoltert, war Anna in jener Nacht verzweiflungsvoll fortgestürzt.

Mehr einem dunkeln Instinct als vernünftiger Ueberlegung folgend, hatte sie, was sie an Geld und Schmuck besaß, mit sich genommen. So weit als möglich wollte sie fort. In der großen, fernen Residenz gab es ja für Tausende ein Unterkommen — warum nicht auch für sie?

Sie entfloh nicht allein der Heimath, dem Elternhaus, sie floh nicht nur vor Gertrud, vor dem Stadtgeklatsch, vor dem aufgedrungenen Bräutigam: sie floh vor Allem ja vor Leon. Ihm, der sie verschmäht hatte, konnte sie nie wieder unter die Augen treten. — — Hätte sie ahnen können, daß er ginge, vielleicht wäre sie doch geblieben und hätte alles Andere noch über sich ergehen lassen. Aber ihn wiederzusehen — vielleicht an Gertrud's Seite — das ertrug sie nicht.

Als sie in der stillen Nacht, in der nur hier und da ein Stern durch die Wolken brach, um bald wieder zu verschwinden, an dem Flusse vorüberschritt, in den sie so oft im heitern Spiel mit Leon und Gertrud Blumen hineingeworfen und

sich allerlei Poetisches und Prophetisches dabei gedacht, wie die Wellen sie in ruhigem Hüpfen oder in wilden Wirbeln vorwärts trieben: — da dachte sie nun wohl, es sei das Beste für sie, auch mit dahin zu treiben, eine muthwillig von ihrer Wurzel abgerissene Blume. Schon stand sie dicht am Ufer und bog die Zweige auseinander zu einem verzweifelten Sprunge, da aber wachte ihr Gewissen mit dem frommen Spruche auf, daß Niemand eine größere Prüfung auferlegt werde, denn die er könne ertragen — sie dachte an Gott, der Niemand verläßt, der ihn nicht zuvor verlassen, und daß die dunkle That, die sie thun wollte, nichts Anderes sei als ein solches Verlassen — so sprang sie schnell wieder landeinwärts und eilte weiter und weiter.

So wanderte sie die ganze Nacht durch und erreichte die Eisenbahnstation, an der sie gleich ein Billet für eine ganze Tagereise nahm: um aber an den Billeteur oder irgend Jemand, der sie möglicher Weise bei spätern Anfragen nach der Beschreibung wiedererkennen konnte, nicht zu verrathen, wohin sie reiste, bat sie eine fremde, mit-

reisende Frau, deren Dialekt sie es anhörte, daß sie nicht aus dieser Gegend war und die ebenfalls weit reiste, ihr das Billet mit zu besorgen. Da sie sich im Uebrigen immer für sich und so versteckt als möglich hielt, der Zug, mit dem sie fahren wollte, auch nicht lange auf sich warten ließ, so wußte in der That Niemand etwas von ihr, als man später hier und anderwärts Nachforschungen nach ihr anstellte.

Sie, die bisher noch nie ihr heimisches Städtchen auf eine weitere Entfernung als von wenigen Meilen verlassen hatte, staunte bald über Vieles, woran der Dampfzug sie eilends vorübertrug — die Menschen neben ihr wechselten wie die Gegenden — Niemand achtete ihrer, kümmerte sich um sie — und als in einer ziemlich großen Stadt die Eisenbahnen sich kreuzten und Züge nach allen Richtungen gingen, wo auch sie aussteigen und einen andern Wagen suchen mußte, da begriff sie erst ganz, welch' ein Wagniß sie begangen, daß sie so plan- und ziellos hineinzog in die weite Welt! Angstvolle Stimmen ihres Innern mahnten zur Umkehr — aber nein! Zu allem

Schlimmen, was sie in der Heimath erwarten konnte, gesellte sich dann noch der Fluch der Lächerlichkeit — das Recht der Eltern, über ihre wahnsinnige Flucht zu schelten, die sie in solche tagelange Angst versetzt haben mußte und sie gewiß selbst zum Gespött aller Bekannten werden ließ.

So schwer nimmt sich ein Schritt zurück, der einmal gethan ist, und mit jedem, der weiter daran sich kettet, wird die Umkehr schwerer, endlich unmöglich. Was nur die unüberlegte That einer Stunde der Aufregung, der Verzweiflung ist, gleicht dem hingeworfenen Ball, der, einmal ins Rollen gekommen, nicht mehr aufzuhalten ist — unaufhaltsam rollt er hinab — vielleicht noch eine weite Bahn, vielleicht zum nächsten Abgrund, in den hinab keine rettende Hand mehr reicht.

Anna fuhr weiter und weiter. Lauter und lauter klopfte ihr Herz vor dem Augenblick, wo sie am späten Abend im Gewühl der menschenreichen Residenz den Wagen würde verlassen und ein Obdach suchen müssen, von dem sie keine Ahnung hatte. Endlich fragte sie schüchtern die

Mitreisenden der letzten Station nach einem Nacht- quartier. Ein gesprächiger Kaufmannsdiener, der schon zuweilen ein Wort an sie gerichtet, erbot sich, sie in ein solches zu führen — die andern Mitreisenden lachten — sie fühlte sich wie verrathen und verkauft und wagte fortan nicht einmal diese Frage mehr.

Beim Aussteigen wich sie scheu allen Männern aus und ging da, wo die meisten Leute gingen; aber Alles drehte sich mit ihr — noch nie in ihrem Leben war sie länger als eine Stunde im Dampfwagen gefahren — und nun einen ganzen Tag! Noch nie war sie in einem solchen Menschengewühl gewesen, so viel Pferde und Wagen hatten sie nie umgeben — und nun vollends zur Nachtzeit, unter dem da und dort blendenden Licht der Gaslaternen! Dazu war sie nicht allein durch geistige Aufregung erschöpft — weder gestern noch heute hatte sie etwas Warmes gegessen, sondern nur wenige Bissen zu sich genommen. So irrte sie, fast eines Gedankens unfähig, durch die weiten Straßen; endlich fühlte sie, daß sie nicht weiter konnte, und setzte sich auf

die Schwelle der nächsten Hausthür, nur um sich einen Moment zu erholen — die Sinne vergingen ihr.

Wie lange sie hier zugebracht, wußte sie nicht. Sie fuhr empor, weil eine Männerhand sie schüttelte und barsche Worte sie zur Rede setzten, was sie hier zu thun habe? Kaum verstand sie die Bemerkungen, welche der „Schutzmann", der sie aufgefunden, weiter daran knüpfte — nur das begriff sie, daß er statt sie zu „beschützen", wie sie einen Augenblick glaubte, als sie auf dem Messingschild seiner Mütze das Wort „Schutzmann" las, sie beschimpfte und mit der „Büttelei" drohte, wenn sie nicht augenblicklich sage, wer sie sei und was sie hier wolle.

Schon war der frühe Sommertag angebrochen und als Anna jetzt die verweinten Augen voll Unschuld, Angst und Beschämung zu dem Manne aufschlug, der die Hefe des weiblichen Geschlechts durch sein Amt kennen gelernt, mochte er wohl begreifen, daß sie nicht dazu gehörte, und wiederholte seine Frage in freundlicherem Tone.

Sie berichtete die Wahrheit, daß sie fremd hier angekommen und den Ort ihrer Bestimmung nicht finden könne. —

Sie hatte unterwegs ein Mädchen von einer Diaconissenanstalt sprechen hören, in der es Aufnahme suche — jetzt, in der Angst, Rede stehen zu müssen, machte sie dieselbe Aussage.

„Wenn es so ist," sagte der Schutzmann freundlicher, werde ich Sie dahin begleiten."

Anna athmete auf. Der Mann drohte ihr nicht mehr — er wollte sie unter ein schützendes Obdach geleiten — mehr brauchte sie in diesem Augenblick nicht.

Es war ein weiter Weg, den sie noch zu machen hatte, bis sie an das abgelegene klösterliche Gebäude kam, das sie in der Angst als den Ort ihrer Bestimmung genannt hatte, und so langte sie aufs neue ganz erschöpft dort an.

Als Tochter eines Gastwirths wußte sie wohl, daß Niemand ohne irgend eine Legitimation reisen dürfe — sie hatte daher den Heimathschein einer ihrer Mägde mitgenommen, dessen Aufbewahrungsort sie kannte, und nannte sich nach diesem Marianne Teichmann.

9.

Als der nächste Frühling kam, war der „Schwarze Rappen“ nicht mehr der einzige Gasthof seines Städtchens. Ein Speculant aus einer großen Stadt, Herr Hellmeier, war gekommen, hatte ein romantisch am Wasser gelegenes Gartengrundstück gekauft und vor der Hand das mitten darin gelegene Haus zum Empfang von Gästen herrichten lassen, gleichzeitig aber auch einen größern Anbau an dasselbe begonnen. Er war ein Bekannter von Eduard Amberg, der ihm eine hoffnungsvolle Schilderung von dem wachsenden Fremdenverkehr seines Heimathsstädtchens gemacht und ihn, den unternehmungslustigen Sohn eines Gastwirths, auf die Idee gebracht hatte, sich dort niederzulassen, ehe ihm Andere zuvorkamen. Zugleich versprach ihm der Apotheker, der keine bessere Rache an dem Rappenwirth nehmen konnte — denn die Feindschaft der bei=

den Häuser war wieder eine offene geworden — jede mögliche Unterstützung und Angabe der Mittel und Wege, wie die Concession zu einem zweiten Gasthaus zu erlangen sei. Hellmeier, ein lebenslustiger Mann in den Dreißigen, von klugem, berechnendem Charakter, stattlichem Aeußern und gegen Jedermann einschmeichelndem Betragen, imponirte vor allen den Kleinstädtern, und als er, wohl überlegend, daß ihm eine hübsche und zugleich nicht unvermögende Hausfrau aus der Gegend, wie Gertrud, wesentlich nützen würde, freite er um sie.

Gertrud fühlte sich wenig von diesem Bewerber angezogen; noch trug sie Leon's Bild im Herzen — aber er hatte ja nach ihrer Anschauung der Dinge ihre Liebe getäuscht und verrathen — aus Rache an ihm, damit er gelegentlich erfahre wie schnell sie sich über seine „Untreue", wie sie es nannte, getröstet habe; aus Rache an Anna, die vielleicht dem schmachvollsten Loose verfallen, und aus Rache an deren Eltern, gegen die auch in ihr der ganze alte Familienhaß erwacht war — und diese unedeln Motive hinter dem edeln

kindlichen Gehorsam versteckend, gab sie Hellmeier ihre Hand, obwohl es ihr am Morgen ihrer Trauung zu Muthe war, als erwarte sie am Altar ein qualvoller Tod. Und selbst ihn hätte sie in diesem Augenblick willkommen geheißen — er konnte ja nicht so lange dauern, als ein qualvolles Leben, das sie nun vor sich sah.

Jetzt, im Juli, war sie schon einige Wochen verheirathet — wo war die Idylle hin, die sie in dem vorigen Sommer gelebt? Die ganze stille, heitere glückliche Jugendzeit, in der sie nur harmlose Paradiesestage kannte?

Schon wimmelte das Städtchen, ihr eigenes Haus von fremden Gästen, die ihr oft Tag und Nacht keine Ruhe ließen. Wenigstens trug auch Hellmeier das Seinige dazu bei. Er war ehrgeizig und wollte um jeden Preis Reichthümer erwerben. Die Fremden sollten in keinem Augenblick in seinem Hause den gewohnten Comfort vermissen; gegen sie war er die Zuvorkommenheit selbst und forderte das Gleiche von seiner Frau. Wohl sollte auch sie eine stattliche Wirthin vor den Fremden repräsentiren und wenn irgend

einer derselben artiger gegen sie war, als sich schicken mochte und dafür von ihr zurückgewiesen ward, so schalt er ihr Betragen unhöflich und zürnte mit ihr, daß sie noch die Gäste verscheuchen werde, statt sie herbeizuziehen. Ueberall wußte er sich nach außen hin den Schein der Freigebigkeit zu geben, im Innern des Hauses aber war er ein peinlicher Rechner und Gertrud begann bereits unter seinem Geiz zu leiden. Für nichts hatte er Sinn als für's Geldverdienen und forderte auch von ihr dasselbe. Bald erkannte sie, daß auch nicht ein Funken von Liebe in ihm war, daß er sie nur aus Berechnung geheirathet hatte. Und konnte sie darüber ihm oder ihrem Geschick einen Vorwurf machen? Jeder Vorwurf, der in ihr aufsteigen wollte, traf nur sie selbst, denn sie hatte Hellmeier aus keinem anderen Beweggrund, als aus gleicher Berechnung ihre Hand gegeben, wenn auch dieselbe auf andern Motiven beruhte.

Als eines Tages die Post, die man jetzt täglich zur nächsten Eisenbahnstation eingerichtet — denn der ehemalige „Stellwagen“ genügte

längst nicht mehr — schmetternd vor dem Gasthaus „Zum Kronprinzen" hielt, wie Hellmeier prunkend sein Haus genannt, sah Gertrud die Doctorin Lanius mit zwei anderen Damen aussteigen.

War es Gertrud schon unangenehm, wenn sie Gesichter aus der Zeit wiedersah, in der sie selbst freilich unbefangen, in alle gelächelt und sich auch nicht darum gekümmert hatte, wenn sie etwa da und dort über Leon's Umgang mit ihr spötteln hörte — meinte sie doch, daß nur der Neid um ihn aus diesen Blicken und diesem Lächeln sprach — so war ihr doch von all diesen Gesichtern das der Doctorin Lanius das verhaßteste; denn sie war es gewesen, die Leon immer in die Kreise der Badegäste von ihr hinwegzuziehen gesucht hatte.

Nun kam sie gerade hierher, wollte hier wohnen — vielleicht von Leon und Anna sprechen — es war eine qualvolle Erinnerung für Gertrud

Die zweite Dame war schön und lebenstrahlend; geistiges Bewußtsein leuchtete von ihrer

Stirn — zufällig nannte die Doctorin ihren Namen: Aloise.

Die dritte Dame war einfach in Braun gekleidet; sie trug eine Art Helgoländer Hut mit einem dicken braunen Schleier, der ihr Gesicht ganz verhüllte.

Erst als Gertrud die Damen selbst in ein Zimmer treppauf geführt hatte und nach ihren Wünschen fragte, nahm die Braune den Hut ab und warf sich schluchzend in Gertruds Arme — es war Anna — —

Gertrud bebte vor ihr wie vor einem Gespenste zurück und rief: „Verrätherin!" Die ganze alte Eifersucht wachte in ihr auf.

Anna nahm wie Hülfe suchend die Hand der Doctorin und sagte:

„Diesen Empfang habe ich erwartet, ich werde ihn auch bei meinen Eltern finden!"

„Deine Mutter ist sehr krank," sagte Gertrud, „aus Harm über Dich —"

Anna wollte erschrocken weiter fragen — Gertrud wehrte das hart ab, indem sie sagte:

„Ich komme nie mehr in den „Rappen“ und bekümmere mich nicht um das, was drinnen geschieht!“

Anna war von der Doctorin nur mit Mühe zurückzuhalten. „Wenn ihre Mutter krank ist, wird sie die Aufregung tödten,“ sagte sie. „Ich gehe zu ihr und kann sie vorbereiten.“

Die Doctorin ging. Sie fand die Rappenwirthin in einem bedenklichen Zustande, doch durfte sie hoffen, durch ihre Eröffnungen sie mehr zu beruhigen als zu erschrecken. Daß Anna lebe und unschuldig sei, daß sie nur aus Verzweiflung über ihre Liebestäuschung und ohne zu wissen, was sie thue, noch weniger, daß Sander gleichzeitig abgereist sei, war ihr Trost bringende und glaubwürdige Eröffnung. Dann erzählte sie, wie sie Anna gefunden.

Ihre Freundin Aloise war bei einem Besuch in der Residenz im Hotel krank geworden; sie hatte eine Diaconissin zu ihrer Pflege verlangt, und die Doctorin Lanius, die oft bei der Freundin war, in jener Anna erkannt. Da die Doctorin ihr Mißtrauen, fast Verachtung zeigte und dies auf

ihren Namenswechsel gründete, so entdeckte ihr Anna Alles, um sich zu entschuldigen und sie zu bitten, sie nicht zu verrathen. Die Doctorin fragte im Diaconissenstift selbst nach dem Tag von Anna's Ankunft, und da Alles zutraf, und sie auch durch das, was Aloise ihr schon von Leon erzählt, sich überzeugt halten mußte, daß Anna die einfache Wahrheit sprach, so stellte sie dem Mädchen nur das an ihren Eltern begangene Unrecht vor, um sie zur Rückkehr zu bewegen.

Aber Anna hatte sich nicht nur in der Diaconissenanstalt nach einer abgelegten Probezeit auf mehrere Jahre zum Bleiben verbindlich machen müssen, sondern sie hatte auch den schweren Beruf mit so viel inniger Hingebung erfaßt, daß sie ihn nicht mehr aufgeben mochte. Ihr Leben erschien ihr als ein verfehltes — nie konnte sie wieder lieben, nie zu den früheren Verhältnissen zurückkehren. Aber sich mit den Eltern zu versöhnen, war ihr höchster Wunsch. Urlaub aus der Diaconissenanstalt konnte sie nur erhalten, wenn sie im Krankendienst verreisen mußte. Sobald Aloise so weit genesen war, um reisen zu können, erklärte

sie, mit der Doctorin in deren vorjähriges Bad zu zu gehen und Anna als ihre Pflegerin mitzunehmen. Ihrem Bräutigam Leon schrieb sie das Alles und gab seiner Ansicht anheim, ob er mit ihr kommen und das Versöhnungswerk vollenden wolle.

Wie gern glaubte die so lange untröstliche Mutter den Worten der Doctorin, und wie sehr sie auch die Tochter anklagte, daß sie ihrer Mutter dies Jahr voll Angst und Jammer habe bereiten können, sie hatte doch keinen sehnlichern Wunsch, als sie wiederzusehen!

Jetzt erst sagte die Doctorin, daß Anna mit ihr sei und man sandte nach ihr. Schwerer hielt es, den Vater versöhnlicher zu stimmen, der überdies, weil er jetzt seinen Gasthof überflügelt sah und sich unglücklich fühlte, sich dem Trunk ergeben und Momente voll Tobsucht hatte. Nach der Erzählung Anna's erklärte er sie ohne Weiteres für „toll" — und hatte damit ja auch nicht so unrecht; denn das Uebermaß von Schmerz, Angst und Leidenschaft überschreitet für Momente immer die Grenze der gesunden Vernunft.

Wohl erhielt Anna endlich Verzeihung für ihr thörichtes Beginnen, aber schon hatte sie genug an Krankenbetten geweilt, um zu erkennen, daß auch das ihrer Mutter bald ein Sterbebett sein werde. Und wäre auch der Vater nicht hart genug gewesen, Anna zu sagen, daß aus Kummer um sie und die durch sie zu täglichem Aerger erneute Feindschaft mit „dem Apotheker und seiner Sippschaft" die Mutter an den Rand des Grabes gebracht wäre — Anna fühlte selbst am tiefsten diese Schuld. Tief gebeugt und ohne jeden Widerspruch ließ sie darum Alles über sich ergehen und wich nicht nur den Zornausbrüchen des Vaters, sondern auch den hämischen Bemerkungen und beschämenden Fragen der Kleinstädter nicht aus, die sich so lange über das, was aus ihr geworden war, den Kopf zerbrochen hatten und vor denen sie eigentlich damals zumeist geflohen war.

Von der wiedergefundenen Tochter Tag und Nacht gepflegt, lebte die Mutter noch einige Wochen; ruhig sterbend, billigte sie dann Anna's gewählten Beruf, denn bei dem Vater, von dem sie

wußte, daß er wieder heirathen werde, hätte sie sie ungern zurückgelassen.

Während dieser Krankenpflege hatten Anna und Gertrud, die kaum ihr Haus verlassen durfte, noch weniger aber, um in den „Rappen" zu gehen, was sie selbst nicht wollte, einander nicht wiedergesehen. Die Doctorin Lanius und Aloise aber waren auch in eine andere, ländlichere Wohnung gezogen. Leon hatte nichts von sich hören lassen und Aloise wußte nicht, was sie davon denken sollte.

Als Anna am Tage nach dem Begräbniß ihrer Mutter wieder auf den Kirchhof, an das Grab derselben ging, fand sie einen frischen Blumenkranz darauf — als sie noch darüber nachsann, von wem dies Zeichen der Theilnahme sein könne, trat Gertrud hinter einer nahen Baumgruppe hervor.

Ueber das Grab hinweg reichten die beiden Jugendfreundinnen einander die Hände.

Es war ein warmer, ruhevoller Augustabend. Die Sonne neigte sich bereits zum Untergang und ließ nur da und dort noch einzelne Lichter

auf die emporgerichteten Leichensteine fallen. Ueber die Gräber zog ein Meer von Blumendüften und in den Wipfeln der Bäume sagte es nur ganz leise ein Blatt dem andern, daß nun der Abend komme — schon fiel perlender Thau und die Gräser und Blumen sogen ihn begierig ein, schlossen dann die Kelche, neigten die Halme und legten sich schlafen.

Gertrud und Anna sanken einander stumm und weinend und doch sich neu verstehend in die Arme.

Wo waren die fröhlichen harmlosen Tage hin, wo sie allabendlich miteinander vor der Hausthür saßen oder ein wenig herumspazierten und, wenn es gerade so traf, neugierig den „Stellwagen" erwarteten? Wo waren jene poetischen, paradiesischen Tage hin, an denen Leon mit ihnen scherzte, wanderte, sang und jubelte? Wo er ihr einfaches Leben idealisch verklärte und die Pforten der Dichtung ihnen öffnete? Wo waren sie hin die Tage, wo er ihnen Blumen suchte, die sie zu Kränzen wanden, einander zu schmücken, oder sie in den Fluß werfend, einer unbekannten, nur in Leon's

Liedern lebenden Gottheit zu opfern? Verblüht, verwelkt, zerrissen, zertreten alle die süßen Empfindungen von damals!

Die lebensfrohe, blühende Anna, jetzt verwandelt in eine Büßerin, geknickt von dem Bewußtsein, durch ihre Thorheit die Mitschuld zu haben am Tode der Mutter — geweiht einem schweren, von allen Freuden des Lebens abgekehrten, nur seiner trübsten Seite zugewendeten Beruf unter fremden, kalten Menschen, fern von der romantisch-schönen Heimath mitten im Treiben einer großen, in öder Ebene gelegenen Stadt.

Die sehnsuchtsvolle, schwärmerische Gertrud nun in eben diese Heimath für immer festgebannt als Gastwirthin, als die Frau eines ungeliebten herzlosen Mannes; lebend zwar in dieser reizenden Natur, aber doch ausgeschlossen von ihr, weil die häusliche Arbeit und Strenge des Mannes ihr keine Ruhestunde, wenigstens nicht außer dem Hause mehr gestattete — festgeschmiedet für ihr ganzes, vielleicht langes Leben an diesen egoistischen Gatten, der ihr, — sie sah das gewiß voraus — dieses Leben nur zur Qual machen würde! Und auch dies

nur durch eigene Schuld; nur um sich an andern zu rächen, um sich nicht Einen Moment verhöhnen oder bemitleiden zu lassen, war sie nun bemitleidenswerth geworden für ihr ganzes Leben!

Sie brauchten einander nicht viel zu sagen, nicht alle Wunden aufzureißen — sie wußten genug.

„Wir waren beide thörichte Mädchen!“ sagte Gertrud, die indessen auch von Aloise Anna's Geschick erfahren hatte. „Nun müssen wir tragen, was wir selbst uns auferlegt!“

Zu derselben Stunde weilte Aloise unter der hochgelegenen Buche, die, wie sie erfahren hatte, einst Leon's Lieblingsplätzchen gewesen; von hier aus überblickte man das Städtchen, von dem die Malerin Abschied nehmen wollte.

Auch ihre Augen schwammen in Thränen, obwohl sie den Schmerz ihres Innern durch ein bitteres Lächeln zurückzubannen suchte. Ein Brief Leon's zitterte in ihrer Hand.

Sie hatte ihm ohne Vorwurf, ohne Zweifel geschrieben, nur die Mädchen beklagend, die aus Liebe zu ihm sich selbst unglücklich gemacht hatten.

Dennoch antwortete er ihr in beleidigtem Männerstolz. Nur Mißtrauen in ihn, nur eigenmächtiges Einmischen in seine eigenen Angelegenheiten, nur unpassendes Nachspüren seiner Vergangenheit fand er in dem Schritt, den sie gethan, als sie mit Anna in deren Heimath reiste.

Freilich hatte er nicht wieder erinnert sein wollen an diese harmlose Idylle, weil sie ein so trauriges Ende genommen! Und was er nun weiter von diesem Ende erfuhr, machte es gar zu einem tragischen. Die ganze ärgerliche Stimmung, in die er durch diese Nachrichten versetzt ward, sprach sich in seinem Briefe aus, dessen Hauptinhalt Vorwürfe waren für Aloise.

Aber Aloise war eine nicht minder stolze Natur — sie duldete keine kleinliche Auslegung ihres Handelns, keine zurechtweisende Sprache, wie dieser Brief enthielt. An dieser Stelle beschloß sie ihre Trennung von Leon.

„Ich gehe wieder nach Rom,“ schrieb sie ihm später. „Spiele noch fort mit andern Mädchenherzen, gleichgültig, ob sie um dich brechen oder nicht, wenn Du nur nicht gestört wirst in Deinem

Lebensgenuß! Auch die glühendste Liebe erkaltet vor solchem Egoismus! So flüchte ich denn wieder mit meinem warmen Herzen einsam in den Tempel der Kunst — sie wird mir Trost geben, wenn auch nicht das Glück, das ich neben Dir träumte!"

Am andern Morgen verließ sie mit der Doctorin Lanius und Anna wieder das Städtchen, das immermehr zu einem modischen Sommeraufenthalt emporblühte. Wer später dort Stärkung und Ruhe suchte, ahnte bald nicht mehr, was den ersten Anstoß dazu gegeben, hier ein frequentes Bad zu begründen.

Eine Geächtete.

1.

Abgelegen von den Hauptstraßen und Plätzen der weitläufigen Residenz am äußersten Ende einer Vorstadt derselben, wohin weder das Geräusch eines geschäftlichen Verkehrs, noch das Wagengerassel einer vornehmen, vergnügungslustigen Welt zu dringen pflegte, stand ein großes, noch ziemlich neues Gebäude, dessen Bestimmung durch sein Aeußeres schwer zu errathen war. Eine ziemlich hohe Mauer umgab es, die einen sonnigen Garten einschloß, der in der einen Abtheilung dem Gemüsebau gewidmet war, in der andern mehrere Plätze zum Sitzen für viele Personen enthielt und durch Baumgruppen und Blumenbeete einen angenehmen Aufenthalt bot.

In der Mitte der Gebäude erhob sich ein schlanker Thurm mit Uhr und Glocke und das

hochgewölbte Dach unter ihm deutete an, daß es sich über eine Kirche erhebe. Aber die Seitenfronten des Hauses schlossen sich so dicht daran, daß man wenigstens von außen nicht sehen konnte, wo die Wohnung der Menschen oder der Tempel Gottes begann. In jenen gewahrte man große Fenster, mit grauleinenen Rouleaux versehen — nur an einer Vorderfronte zeigten sich elegante weiße Gardinen, sonst erschien Alles in einförmiger Einfachheit.

Halb klösterlich, halb wohnlich und dabei auch etwas gefängnißartig machte dies Gebäude weder den naiven, noch düstern Eindruck eines mittelalterlichen Kloster's, noch den freundlich anheimelnden eines Wohnhauses, noch den peinlichen eines Gefängnisses — es war eben von Allen etwas dabei, so daß der fremde Beschauer wohl in Verlegenheit kommen mochte, dem Hause eine Bestimmung zu geben. In der That war es ja auch nur der Gegenwart vorbehalten, ein modernes Institut zu errichten, das unter dem Namen „Diaconissenanstalt" der sorglichsten, aber auch gut bezahlten Krankenpflege sich widmete und dabei einer

Frömmigkeit vom neuesten Datum huldigend mit dem Christenthum kokettirte.

Fräulein von Seidlitz, die Vorsteherin der Anstalt, bewohnte jene fast herrschaftlichen Räume, deren Fenster schon von Weitem durch ihre Gardinen sich auszeichneten. Dem entsprach auch die innere Einrichtung der Zimmer. Fast lag etwas Gesuchtes, gewissermaßen Pretentiöses in der Einfachheit, die hier herrschte. Das ganze Meublement war modern, aber mit Vermeidung jedes prunkenden Zierraths und jeder bunten Farbe, wenn auch die besten Stoffe dazu verwendet waren. Auf dem mit allem Comfort ausgestatteten Schreibtisch stand eine ganze Bibliothek von Andachtsbüchern in kostbaren Einbänden, eine Prachtbibel lag aufgeschlagen, in der Mitte von den Wänden hingen Heiligenbilder in schön geschnitzten Rahmen. In einer Nische befand sich eine Art Betaltar, auf dem ein Crucifix von Silber und Ebenholz zwischen kostbaren Vasen mit frischen Blumen prangte.

Die Erscheinung des Fräuleins paßte zu dem Allen. Sie trug ein Kleid von schwerer brauner Seide, aber ohne jede Verzierung, eine Art klei-

ner schwarzer Schleier mit silbernen Nadeln festgesteckt und unter dem Kinn zusammengeknüpft, bedeckte das mit Grau durchschossene dunkle Haar. Ihre Züge waren scharf und streng, die Augen bewegten sich immer hin und her, als wollten und könnten sie zugleich nach allen Seiten blicken. Es gehörte nicht gerade viel Menschenkenntniß dazu, um beurtheilen zu können, daß diese Dame, wenn sie auch manche Redensart von christlicher Liebe im Munde führte, doch nicht eben tief davon durchdrungen war und ihre Umgebung mehr mit ihrem Verstand, als mit ihrem Herzen regierte.

Einer hochgeachteten Adelsfamilie entsprossen, stand das Fräulein nicht allein dadurch, sondern auch durch ihren untadelhaften Lebenswandel in allgemeinem Ansehen. Kaum achtzehn Jahre alt hatte sie ihre Mutter verloren, und ihr Vater, ein alter kränklicher pensionirter höherer Militair, hatte ihr die Führung des Hauswesens und die Beaufsichtigung und Erziehung vieler jüngerer Geschwister fast ganz allein anvertraut. War sie schon als Kind altklug und befehlshaberisch gewesen, so bildeten sich jetzt diese Eigenschaften zur

Herrschsucht aus. Allgemein durfte man anerkennen, in welcher Ordnung sie das Hauswesen zu erhalten wußte und wie sie sich selbst fast nie ein Jugendvergnügen gönnte, nur um ihrer Pflicht zu genügen. Der Vater, als Freund militairischer Ordnung und Pünktlichkeit, bestärkte sie in der Strenge, mit der sie auf Zucht und Ordnung im Hause sah und freute sich, daß sie sich trotz ihrer Jugend bei Geschwistern und Dienstleuten in so viel Respect zu setzen wußte. Aber sie brachte auch, wie gesagt, der einmal übernommenen Pflicht jedes Opfer. Die Unterrichtsstunden in Musik, Zeichnen u. s. w., die sie selbst noch gehabt, gab sie auf, gleich jeder künstlerischen Beschäftigung, weil sie dieselben für zu zeitraubend erklärte, eben so war es mit jeder Lection der Fall, außer religiösen Erbauungsbüchern und solchen Werken, denen sie für ihren Wirkungskreis sich nicht entziehen und ihren Vater nicht verlassen wollte. Als er Jahre lang krank war, vollendete sie durch die treueste Pflege diese Kette von Aufopferungen, unter denen sie vierzig Jahre alt geworden war. Als er starb, waren die jüngeren

Geschwister alle versorgt — die Brüder machten ihre Carriere, die Schwestern waren verheirathet. Fräulein von Seidlitz stand allein im Leben und gewohnt, für Andere zu leben — zugleich aber auch zu regieren, sah sie sich nach einem dem entsprechenden Wirkungskreis um. Die Familien ihrer Geschwister boten ihr keinen solchen.

Verschmähte sie es, sich dahin zu drängen, wo sie überflüssig war, oder doch so betrachtet ward, so bestand auch zwischen ihr undihren Verwandten mehr nur ein höflich kühles Verhältniß. Niemand von ihnen verkannte ihre Verdienste, aber sie war mehr von allen gefürchtet und gemieden als geliebt und gesucht, man mochte es nicht mit ihr verderben, aber man wich mit einer gewissen Scheu vor ihr aus. Sie fühlte das und klagte über Undank, aber sie wollte ihren Verwandten und der Welt zeigen, daß sie kein unnützes Mitglied der menschlichen Gesellschaft sei.

In der Krankenpflege wie in der Führung eines großen Hauswesens gleich erfahren und in einem Kreise lebend, in dem man gerade mehr und mehr sich überzeugte, wie wichtig es sei,

wenn der Adel mit der Kirche Hand in Hand gehe und in immer festerer Verchrsänkung sich den wankenden Thronen zur Stütze biete, wie man nichts unversucht lassen müsse, die Traditionen des Gottes=Gnadenthums wieder in allen Schichten der Gesellschaft in Umlauf zu setzen, so war ihr der Gedanke nahe, in eben diesen Kreisen die Idee zur Gründung einer Diaconissenanstalt anzuregen. Die Zeit war günstig, die Regierung unterstützte den Plan, die Geistlichkeit ergriff entzückt die Aussicht zu einer günstigen Gelegenheit, sich da als Seelenärzte eindrängen zu können, wo man eigentlich nur Aerzte für den Körper bedurfte, alle Damen der Aristokratie und Bourgoisie, die sich unter einander langweilten und darum eben für den Plan der „inneren Mission" zu schwärmen begannen, beeilten sich für das neue Unternehmen Propaganda zu machen, — und so bedurfte es nur einer verhältnißmäßig sehr kurzen Zeit, um dasselbe in's Leben treten zu lassen.

Man begann zuerst in einem kleinen, pachtweise übernommenen Grundstück mit nur wenigen Diaconissinnen; aber nach dem Verlauf weniger

Jahre konnte man jenes große Gebäude aufführen, das wir oben schilderten. Fräulein von Seidlitz, die auch ihr Vermögen mit zu dem Neubau gegeben, war einstimmig von allen Vereinsmitgliedern zur Vorsteherin erwählt worden, und sah sich denn damit nun für alle früher gebrachten Opfer belohnt. Sie stand an der Spitze eines großen Ganzen, hatte ein wichtiges Amt zu verwalten und konnte ihr Directionstalent in einem großen Kreise entfalten. Sie hatte damit denselben Erfolg, den sie schon in der Familie gehabt; sie erwarb sich Gehorsam und Respect, aber nicht Liebe und Vertrauen.

Sie hatte eben selbst für Alle und Alles nur den klugen berechnenden Verstand, aber kein warmes theilnehmendes Herz, — sie hatte der Liebe nicht, und da sie nicht Liebe säete, durfte sie sich auch nicht beklagen, daß sie nicht Liebe erntete. Und sie that das auch nicht; sie hatte kein Bedürfniß nach Liebe und war davon, daß man sie fürchtete und sich ihrem Willen unterwarf, vollkommen befriedigt.

So war es denn ganz natürlich, daß auch

Anna Steinborn, oder wie sie sich eben nach ihrer Flucht aus dem Elternhaus und der Heimath hier genannt: Marianne Teichmann, kein Vertrauen zu Fräulein von Seidlitz fassen konnte. Aber als sie vom Sterbebette der Mutter mit Aloise Ascher und der Doctorin Lanius aus ihrer Heimath wieder zurückgekehrt war, hatte sie sich vorgenommen, der Directrice ihre Lebensgeschichte und Alles, was sie jetzt erlebt, wie das, was sie zu dem Namenswechsel bewogen, zu erzählen, und für dieses Verzeihung zu erbitten. Sie wollte sich selbst durch dies Geständniß von der ewigen Angst, von einer Entdeckung ihrer Mystificationen der Vorsteherin und der Behörde, befreien, und das, was diese etwa über sie verhängen möchte, in Demuth als Buße hinnehmen, nicht allein für diesen, sie allein betreffenden Betrug, sondern auch für den ganzen Frevel ihrer Flucht, die vielleicht die Ursache zu dem Tode ihrer Mutter und der moralischen Gesunkenheit des Vaters gewesen war.

Als sich Anna (sie ward auch als Diaconissin so genannt, weil es schon eine Marianna gab und man sie gefragt hatte, ob sie zum Unter-

schiede lieber Marie oder Anna gerufen sein wolle) am Tage ihrer Ankunft mit diesem Vorsatz bei dem Fräulein hatte melden lassen, ward sie zwar angenommen, fand aber noch eine Diaconissin, Catharina in dem vorher beschriebenen Zimmer.

Catharina war am vorigen Morgen von einer Kranken, die sie außerhalb des Hauses gepflegt hatte, entlassen, aber ihr dieser Tag als ein ganzer Pflegetag bezahlt worden. Sie hatte diesen zu dem Besuch einer alten Verwandten auf dem nächsten Dorfe benutzt und war erst am Abend in die Anstalt zurückgekehrt. Unterwegs war ihr eine Verkäuferin begegnet, die in der Anstalt aus- und einging. Catharina konnte nun fürchten, die kleine Ausschreitung, deren sie durch diesen Gang, ohne speciell sich erst Erlaubniß zu holen, sich schuldig gemacht, könne an den Tag kommen und noch falsch gedeutet werden. Sie konnte vor Angst keinen Augenblick schlafen und eilte am Morgen zu der Vorsteherin, sich selbst anzuzeigen und Verzeihung zu erbitten.

Aber Fräulein von Seidlitz war gerade in sehr schlechter Laune. Man hatte ihr eine Zeitung

geschickt, welche im Interesse der Aufklärung gegen den Pietismus der Diaconissenanstalt kämpfte und am Schluß des betreffenden Artikels die allerdings gehässige Bemerkung hinzugefügt hatte, daß es mit der christlichen Aufopferungsfähigkeit der Diaconissinen eben auch nicht weit her sei: die Vorsteherin habe eine luxuriöse Wohnung, die Krankenpflegerinnen müßten auf das Theuerste bezahlt und dabei selbst noch nicht allein gut beköstigt, sondern auch von anderen Personen bedient werden und verständen auch außerdem sich das Leben angenehm zu machen, mit der Disciplin werde es auch nicht so genommen wie es scheine. Beispiele dazu würden sich finden.

In der gereizten Simmung, in welcher Fräulein von Seidlitz eben bei sich selbst geschworen hatte, den Redacteur dieses Blattes zu verklagen, und namentlich für seine letzte Behauptung Beweise zu fordern, — in dieser Stimmung mußte sie Catharina mit ihrem reumüthigen Geständniß überraschen. Die Vorsteherin war außer sich vor Zorn: Catharina hatte also ihrer Meinung nach Veranlassung zu solchen hämischen Bemerkungen

gegeben, was sie heute gestand, oder Aehnliches war vielleicht schon oft geschehen und nur in der Gewißheit, daß dies von ihr gegebene Aergerniß an den Tag komme, machte sie dies Geständniß.

Die Vorsteherin erklärte, daß Catharina aus der Anstalt entlassen sei. Vergeblich war ihr Weinen und Bitten, es blieb bei der Entscheidung: wer auch nur einen Schritt gegen die Disciplin verstoße, nur einen Tag lang einen begangenen Betrug verheimliche, und dadurch Andern Gelegenheit geben könne, die Anstalt herab zu würdigen könne nicht länger in derselben weilen.

Anna, die eben eingetreten war, bat für die Unglückliche, und ward dafür mit harten Worten zur Ruhe gewiesen und gefragt, was sie zu sagen habe?

Erschrocken stammelte Anna: Ich wollte nur meine Rückkehr melden — wie hätte sie jetzt eine hundertfach schwerere Schuld von sich selbst gestehen können, nachdem die arme Catharina so entlassen ward, deren Vergehen und Verschweigen gegen das Anna's ja nur ein Kinderspiel war?

Sie verschloß ihr Geheimniß tief in sich —

und wußte nun, was sie von einer Entdeckung desselben zu erwarten hatte und daß ein Geständniß nichts an dem schweren Urtheilsspruch mildern konnte.

2.

Anna suchte alle ihre Berufspflichten in der Diaconissenanstalt mit seltener Treue zu erfüllen, sie war die sorgsamste Krankenpflegerin, die es geben konnte und da sie für sich selbst ganz mit allen Ansprüchen auf Lebensglück und Freude abgeschlossen hatte, so lebte sie allein in ihrem jetzigen Beruf und suchte durch unausgesetzte Thätigkeit die Stimme ihres Herzens zum Schweigen zu bringen und die halb beschämenden, halb wehmüthigen Erinnerungen zu verbannen, die sie aus der Heimath mit in die Fremde gebracht. Durchdrungen von jener wahren Frömmigkeit, die für sich selbst die beste Stärkung im stillen Gebete findet, sie Andern aber in Thaten der Liebe bringt, war sie in jedem Krankenzimmer,

sowohl in der Anstalt als in fremden Häusern gleich der Erscheinung eines sanften Engels, der Frieden und Erquickung bringt. Da sie der Doctor Lanius, der sie durch seine Frau kennen gelernt, in den Familien seiner Patienten, wo man eine Krankenpflegerin bedurfte, besonders empfahl, so geschah es so gar oft, daß ausdrücklich nach ihr gesandt ward. Das erweckte ihr freilich unter den andern Diaconissinnen manche Neiderin, aber Fräulein von Seidlitz blickte nicht ohne Genugthuung auf das günstige Renommée, das ein Mitglied ihrer Anstalt errungen, und hörte es gern, daß Anna zur Pflegerin zu wählen unter den Honoratioren förmlich Mode geworden war. Fräulein von Seidlitz war keineswegs, trotz ihres von allen Weltfreuden ab und nur dem Himmel angeblich wenigstens zugewendetem Sinn, erhaben über die Eitelkeit, die immer mit dem Dienst der Mode verbunden ist — wie hätte dies auch eine Dame sein sollen, die, indem sie sich mit stolzem Selstbewußtsein zu den Frommen und Auserwählten zählte und eine Diaconissenanstalt gründete und leitete, ja auch nur einer

Mode des Tages huldigte. Sie war also auch ganz zufrieden mit Anna und schützte sie dadurch gegen das Gelingen feindlicher Intriguen, die unter diesen frommen Schwestern gerade so gern gesponnen wurden, wie draußen von lustigen Weltkindern.

Eines Tages war Anna auch zu einer Frau von Hallberg gerufen worden, einer reichen alleinstehenden Wittwe, die eben deshalb, als sie krank geworden, einer Pflegerin bedurfte. Der Doctor Lanius war ihr Arzt und hatte darum Anna empfohlen. Auch seine Frau war mit Frau von Hallberg bekannt und besuchte dieselbe einmal in Anna's Gegenwart. Aber die Kranke schlief gerade und die Diaconissin ersuchte daher die Doctorin, im Nebenzimmer zu warten. Beide hatten einander seit der Rückkehr aus Anna's Heimath nicht wiedergesehen, fast ein halbes Jahr lag dazwischen und wie sehr sich auch Anna bezwingen wollte — sie mußte doch der entschwundenen Zeit gedenken — kaum, ehe sie es selbst wußte, war ihr eine Frage nach der Freundin der Doc-

torin, nach Aloise Ascher entschlüpft — indirect war es eine Frage nach Leon Sander.

Die Doctorin verstand dies und antwortete demgemäß, um dem armen Mädchen weiteres Fragen zu ersparen, ja, um sowohl Anna als sich selbst in ihrer Freundin Aloise eine Genugthuung zu bereiten: „Fräulein Ascher war noch einige Wochen bei mir — jetzt lebt sie in Rom, ganz ihrer schönen Kunst gewidmet und führt in der Weltstadt ein Leben, wie es sich für eine Künstlerin geziemt. Daß sie das Verhältniß mit Leon Sander selbst gelöst, wissen Sie — und dabei ist es denn auch geblieben."

Aber das liebende Herz eines einfachen Naturkindes empfand allerdings anders, als das der erfahrenen Weltdame, die längst über sentimentale Liebesempfindungen hinweg war, und weil sie in der eigenen Ehe, obwohl dies keineswegs eine unglückliche, sondern nur eine gleichgültige war, keine rechte Befriedigung fand, sich fast über eine gelöste Verlobung mehr freute, als über eine geschlossene.

Anna erschrak über diese Nachricht. Sie hatte geglaubt, Aloise und Leon würden sich wie-

der mit einander versöhnt haben und glücklich geworden sein. In der heiligen Resignation, die nach dem ersten jähen Sturm, der alle Lenzblüthen ihres Herzens, die gleichsam in einer warmen Mainacht aufgeblüht waren, gewaltsam abgeschüttelt und mit kaltem Reif bethaut — hatte sie Leon nicht nur Alles vergeben, sondern auch für sein Glück gebetet. Zumal aber war dies dann geschehen, als sie Aloisen als seine Braut kennen gelernt und sich wohl gesagt hatte, daß ein Mann, den solch' ein in jeder Beziehung reich begabtes Weib liebe und von ihm wieder geliebt werde, freilich nicht Befriedigung bei einem so einfachen und ungebildeten Geschöpfe finden konnte, wie sie selbst war. Sie hatte damals, als sie von dem Betragen der Doctorin gegen sie selbst geängstet, ihr ihre ganze Leidensgeschichte erzählte, noch gar nicht gewußt, daß Aloise Leons Braut sei, und als sie dies erfuhr, wäre es ihr ein schrecklicher Gedanke gewesen, annehmen zu müssen, daß ihre Mittheilung das glückliche Bündniß zwischen Aloise und Leon zerstören könne. Aloise hatte ihr auch versichert, daß sie darum

dem Bräutigam nicht grollen, sondern ihm nur die einfache Wahrheit schreiben werde — und daß ihm Anna vergeben wolle, wie ihm auch Aloise vergebe. Die stolze und herbe Antwort, die sie darauf von Leon empfing, hatte sie Anna nicht mitgetheilt, eben so wenig, wie sie selbst im gleichen Gefühl einer Mißdeutung ihrer Handlungsweise ihm antwortete. Anna war um diese Zeit zu sehr dem Schmerz um den Tod ihrer Mutter versunken, als daß sie Aloise auch noch durch andere Erinnerungen und Mittheilungen hätte aufregen mögen, ihr Zartsinn errieth, daß Anna das Zerrissene dieses Liebesbandes wie eine eigene Schuld empfinden werde und wollte ihr dies ersparen. Auch hoffte Aloise ja selbst noch, es werde nicht bei dieser Entscheidung bleiben und eine Aussöhnung erfolgen, deren ersten Schritt sie von Leon erwartete. Einmal in der Residenz angekommen, war Anna wieder ganz an die Anstalt und ihren Beruf gefesselt, so sah sie die beiden Damen nicht wieder. Aloise reiste ab mit blutendem Herzen und wollte ihren Kummer Niemanden zeigen, auch Anna nicht.

So hatte diese nun geglaubt, die Beiden wären vielleicht längst ein glückliches Paar — und nun erfuhr sie plötzlich das Gegentheil. Es überfiel sie wie ein jäher Schreck und in Thränen ausbrechend, klagte sie sich laut an, die unschuldige Ursache dieses Unglücks zu sein.

Die Doctorin lächelte nur über dies kindische Betragen nnd erklärte fast unwillig: „Ich dächte, Sie müßten am besten wissen, welch' ein leichtfertiger Mensch dieser Herr Sander ist, um es für jedes Mädchen für ein Glück zu halten, vor einem Bündniß mit ihm bewahrt zu bleiben — überlegen Sie sich das und Sie werden ruhiger und vernünftiger darüber denken. Aloise hat jedenfalls das beste Theil erwählt und wenn sie gar nicht heirathet, so ist das überhaupt das Klügste, was eine Künstlerin thun kann."

Frau von Hallberg, die indeß erwacht war, regte sich bei diesen letzten Worten wie zustimmend. Anna, die einmal einen Augenblick ihr Amt vergessen hatte, eilte an das Krankenbett. Die Doctorin Lanius blieb noch eine halbe Stunde und des vorigen Gespräches ward nicht wieder gedacht.

Anna aber behielt es in lebhaftester Erinnerung und es war ihr, als wäre eine neue Centnerlast auf sie gewälzt worden. Unter ihr stöhnend, sagte sie immer vorwurfsvoll zu sich selbst: „Du bist die Ursache, wenn auch Aloise so unglücklich ist, wie Du selbst Dich fühlst!"

Als Anna, von Frau von Hallberg entlassen, wieder in die Diaconissenanstalt zurückkehrte, hatte sie einen ziemlich weiten Weg zurückzulegen.

Der Winterabend war zeitig herangebrochen und ein ziemlich scharfer Ostwind hatte die Leute von den Straßen getrieben, besonders in der Vorstadt, durch welche Anna zu gehen hatte. Es war ihr darum unheimlich, als sie Schritte hinter sich hörte — sie sah sich um und dankte Gott, daß es ein weibliches Wesen war, das ihr folgte.

Mit einem Nu war es jetzt an ihrer Seite und rief: „Anna! endlich sieht man Dich einmal. Ich sah wohl an der Kleidung, daß es eine Diaconissin war, die vor mir herging, aber ich wußte nicht, wer es war, und die Andern mochte ich nicht anreden, nach Dir aber, der Ein-

zigen, die mir ihre Theilnahme zeigte, als ich mit Schimpf und Schande um einer Kleinigkeit willen fortgejagt ward, habe ich mich lange gesehnt."

„Catharina! Du bist es!" sagte Anna herzlich, „wo bist Du jetzt? Wie geht es Dir?" und sie reichte der einstigen Collegin freundlich die Hand.

„Jetzt im Dunkel will ich ein Stück mit Dir gehen," sagte Catharina Müller, „am Tage thäte ich es um Deinetwillen nicht, man könnte es Dir in der Anstalt übel vermerken."

„Erzähle nur, wo Du jetzt bist, und was Du inzwischen erlebt," drängte Anna, die auch gern Ausfälle auf eine Anstalt, die ihr heilig war, selbst zu hören vermeiden wollte.

„Du kannst Dir denken," plauderte Catharina „daß man, wenn man aus einer Anstalt fortgeschickt ist, gerade keinem brillanten Loose entgegengeht — sonst hätte ich es auch für gar kein Unglück angesehen, mein Amt aufzugeben, und der Vorsteherin nicht so gute Worte gegebben. Denn wie Du weißt, bin ich nur auf den

Wunsch oder vielmehr Befehl meines Vaters, der Schullehrer auf einem entfernten Dorfe ist, Diaconissin geworden. Er hatte viele Kinder und wenig Brot für sie, und meinte wohl, sich noch eine Stufe in den Himmel zu bauen, wenn er mich nicht nur in fremden Dienst schicke, sondern in einem frommen Stift Krankenpflegerin und eine Art Nonne aus wir werden lasse. Ich fügte mich auch in seinen Willen und that, wie Du mir bezeugen kannst, meine Schuldigkeit, wenn ich auch manchmal das Joch schwer empfand, das auf uns lastete. Mein Vater war stolz darauf, eine Tochter als Diaconissin gut versorgt zu wissen — und ich hätte ihm auf keinen Fall die Beschämung bereiten mögen, daß ich als eine Fortgeschickte wieder in seinem Hause erschienen wäre — ich habe nicht einmal den Muth, es ihm zu schreiben. Ich wohnte indeß bei eben der Muhme auf dem Dorfe, die besucht zu haben mir als ein so fluchwürdiges Verbrechen angerechnet ward, und suchte mir irgend eine Stellung. Aber es war lange vergebens. Eine fortgeschickte Diaconissin wollte Niemand, es haftete dadurch

ein Makel an mir und Diejenigen, die sich nicht daran kehrten, gaben mir Rathschläge, von denen ich mich schaudernd abwendete. Aber endlich half mir mein leidliches Gesicht doch noch zu einem anständigen Unterkommen: ich bin Ladenmamsell in einer Conditorei geworden —"

„Ist das nicht gefährlich?" unterbrach sie Anna, schon von dem muntern Ton geängstet, in dem Catharina sprach und den man in der Diaconissenanstalt freilich verlernte.

„Wo denkst Du hin?" rief Catharina sicher, „Es kommen meist Damen hin und von den Herren nur die feinen, denn rohe essen weder Torte noch Eis, noch trinken sie Chokolade; die gehen in die Bier- und Weinhäuser."

„Aber also kommen doch Herren hin?" wiederholte Anna bedenklich.

„Nun ja doch! Aber ich denke Du bist sonst in einem Gasthaus gewesen und Deine jetzige Bedenklichkeit ist nur im Diaconissenstift in Dich gekommen —"

Anna erröthete — auch Catharina kannte sie nicht als die Tochter, sondern nur als das

Stubenmädchen des Rappenwirthes — Catharina konnte so offen sprechen — sie aber mußte die einmal gemachte Lüge angstvoll aufrecht erhalten.

Catharina ignorirte aber ihr Schweigen und fuhr lebhaft fort:

„Es kommen nur sehr wenige Herren hin, nur ein Paar Schöngeister sind Stammgäste in der Dämmerungsstunde —"

„Das sind die Gefährlichsten!" rief Anna erinnerungsvoll.

„Mir ganz und gar nicht!" lachte Catharina, „wenigstens diese nicht, der Eine ist verwachsen und der Andere nicht mehr jung. Jetzt aber hat sich noch ein junger Herr, ein Herr Tellcamp zu ihnen gesellt. Eines Abends hatte ihn Herr Schöneman (gerade der Verwachsene heißt so) hereingeführt. Es hatte draußen geglatteist, Herr Tellcamp war gefallen und zwar mit der Stirn auf eine eiserne Thürschwelle, er blutete und war fast bewußtlos; ich eilte sogleich ihn zu verbinden und die Blutung zu stillen, ich konnte das wohl kunstgerecht thun, da es sonst

mein Amt gewesen; die Herren freilich wußten das nicht und lobten mich mehr als mir gebührte, Herr Tellcamp sprach weniger, aber er küßte mir die Hand und kommt seitdem fast alle Tage."

„Catharina!" mahnte Anna sanft „nimm Dich vor diesem Herrn Tellcamp in Acht! Ich fürchte —"

„Und ich fürchte gar nichts!" unterbrach sie Catharina, „das Fürchten kommt auch nur aus Eurer Anstalt, wo einem Alles unheimlich und graulich gemacht wird wie in einem Kloster. Dir ist wohl jeder Mann ein Gespenst, aber Herr Tellcamp ist keines für mich!"

Anna seufzte.

„Glaube mir," sagte sie schmerzlich und zurückweisend, „diese Ansicht von den Männern, daß ich sie als Zerstörer des weiblichen Friedens fürchte, habe ich nicht in der Diaconissenanstalt von Andern angenommen — die Erfahrung hat sie mir aufgedrungen — und mich erst zur Diaconissin gemacht! Möge sie Dir erspart bleiben, das ist das Einzige, was ich Dir wünsche! Aber nun

lebe wohl, es ist spät und wir müssen wohl Beide zur bestimmten Stunde eintreffen!"

„Lebe wohl! Ich sehe Dich hoffentlich einmal wieder!" sagte Catharina, indem sie sich zur Umkehr wandte.

Den schmerzlichen Ton von Anna's Stimme hörte sie noch lange wie ein Echo in sich nachhallen. Sie lief so schnell sie konnte, es schüttelte sie draußen in der kalten Winternacht, sie lief immer schneller, als wolle sie den bangen Empfindungen entfliehen, die jetzt in ihr wach geworden. Athemlos trat sie in den von hellen Gasflammen erleuchteten Conditorladen. Tellcamp war schon darin und hatte das interessante Gesicht über eine Zeitung hinweg, verlangend nach der Thür gerichtet, seine Augen leuchteten ihr entgegen, als Catharina eintrat. Verschwunden war nun das Bangen, der Frost und jedes Gespenst der Winternacht. Catharina saß bald mit seligem Lächeln auf ihrem Platz am Ladentisch und lauschte Tellcamp's freundlichem Geplauder.

3.

„Wer hieß mich auch einer capriciösen Künstlerin huldigen, mich gar mit ihr verloben!“ hatte Leon Sander ärgerlich über sich selbst gesagt, als das Band zerrissen war, das ihn an Aloise Ascher geknüpft hatte. So sind diese halbemancipirten Frauen! Als große Geister wollen sie gelten, selbst alle Schranken des Herkommens überspringen, aber dann sind sie in der Liebe gerade so kleinlich, wie andere Frauen. Von dem Manne, dem sie sich endlich herablassen, ihre Hand reichen zu wollen, verlangen sie für diese außerordentliche That von ihrer Seite auch wieder das Außerordentlichste — und wenn sie es nicht finden, so ist es mit ihrer Liebe aus. Wie oft versicherte mir doch Aloise, daß sie sogar viel zu — stolz dazu sei, nur die erste Liebe eines Mannes sein zu wollen, denn diese ohne Erfahrung und Prüfung falle meist

auf den ersten besten Gegenstand, sei nichts als eine erste natürliche Regung und habe keinen Werth — eine edle, geistig hochstehende Frau finde in der Regel erst dann die Liebe des Mannes, wenn er schon von Täuschung zu Täuschung getaumelt sei und fähig, höheren Werth zu erkennen. Viel lieber wollte sie die zehnte und letzte als die erste Liebe eines Mannes sein und was noch für all' solche hochmüthige und wohlausgedachte Redensarten sie im Munde führte, die mich blendeten und bestachen. Und nun sie von einer flüchtigen Tändelei erfährt, eine längst vergangene und von mir selbst vergessene Geschichte, läßt es ihr keine Ruhe, sie muß das Mädchen — das wahrhaftig ganz ohne mein Wissen und Willen sich in mich verliebte und das ich durch meine Entfernung am Besten zur Vernunft zu bringen dachte, aufsuchen, ausforschen und eine romantische Scene mit ihr ausführen, in der ich gar noch selbst mit debütiren soll — und da ich das nicht will, nicht geduldig ihr Mißtrauen hinnehmen und ihr gehorsam ihren Anordnungen mich fügen, da wirft sie

mir Egoismus vor — und heißt mir fortzuspielen mit andern Mädchenherzen, gleichgültig ob sie brechen oder nicht — nun wahrhaftig! die Dame Aloise ist hart und fest genug, um nicht zu brechen!"

So ungefähr raisonnirte Leon Sander, wenn er an Aloise dachte und suchte damit den Schmerz zu übertäuben, den er durch die Trennung von ihr empfand, noch mehr aber sich in dem Entschluß fest zu erhalten, Aloise nicht wieder zu antworten, ihr nicht selbst die Hand zur Versöhnung zu bieten, sondern sich die stolze Haltung zu bewahren, die allein eines Mannes würdig war. Er war der Beleidigte, sie die Beleidigende er der Mann, sie das Mädchen, ihr kam es zu, sich zu demüthigen, zu bereuen, — nicht von ihm sollte der erste Schritt zur Versöhnung ausgehen.

Um Anna war es ihm leid, daß das hübsche muntere Mädchen um einer thörichten Neigung willen sich selbst um alle Lebensfreude gebracht — an die Möglichkeit, ihr persönlich gegenüber zu stehen, wie es Aloisens Wunsch ja angedeutet, konnte er doch nicht ohne Beschämung denken —

indeß — das Diaconissenstift war ja trotz aller klösterlichen Einrichtungen kein wirkliches Kloster. — Anna konnte ja wieder daraus austreten, heirathen, glücklich werden — warum hatte man ihn wieder an sie erinnern müssen, er hatte sie schon einmal glücklich vergessen, weil er es wollte, aber er wollte sie wieder vergessen, und es gelang ihm noch einmal.

Auch Aloise wollte er vergessen, aber ein Wesen wie sie, das nicht zu den Mädchen gehört, wie sie zu Dutzenden in der Welt herumlaufen, vergißt sich doch nicht so leicht und mit dem Willen allein ist's da nicht gethan. Mit Aloisen hatte Leon nicht allein gescherzt, gespielt und gekos't, wie mit Andern — mit ihr hatte er gestrebt, geschwärmt, im Reiche der Wissenschaft und Kunst zugleich gelernt und genossen. Ueber Alles, was er erlebte, dachte, sann und schuf, hatte er mit ihr sprechen können, sie hatte ihn verstanden, hatte in den meisten Fällen mit ihm gleich empfunden und geurtheilt. Wo sie einmal verschiedener Meinung waren, da bekämpften sie einander mit ebenbürtigem Wissen des Geistes

und waren dann doch wieder Eins in der Liebe. Viele Dinge gab es auch noch, über die Aloise von Leon sich belehren ließ, aber freilich nicht in jener Art, wie er Anna und Gertrud belehrt hatte, zu denen er sich wie zu Kindern herabstimmen mußte, was er nur flüchtig andeutete, verstand sie und folgte ihm gern in die höheren Regionen philosophischer oder ästhetischer Erörterungen. Und wie sie es mit Stolz empfunden hatte, seine Muse zu sein und seine höchste Autorität bei dem, was er schrieb nach Göthes Ausspruch: „wollt ihr erfahren, was sich ziemet, so fraget nur bei edlen Frauen an,“ so war es wieder sein Stolz, daß sie ihn bei Ausübung ihrer Kunst zu Rathe zog und kein Gemälde, keine Zeichnung fortzusenden wagte, die nicht zuvor seine Sanction gefunden. Wenn ein solches geistiges Ineinanderleben einem süßen Liebeleben sich zugesellt, so ist es doppelt schwer, das dann zu entbehren, noch schwerer es zu vergessen!

Im Stillen hoffte Leon immer, Aloise werde noch andern Sinnes werden, das Schweigen brechen, das zwischen Beiden waltete; er hoffte,

der Zufall werde ihn wieder in ihre Nähe führen: selbst den ersten Schritt zu thun hielt er unter seiner männlichen Würde. In der Stadt, in der er zuletzt mit ihr gelebt, mochte er nicht länger ohne sie weilen — im Wechsel der Städte, der Umgangskreise, bald in forcirter schriftstelleri-scher Arbeit, bald in belebter Geselligkeit, suchte er sich zu zerstreuen, zu betäuben.

Als der Frühling wieder kam, suchte er keine einsame Villegiatur wie einst — er ging in eins der größten fashionablen deutschen Bäder und zwar an der Seite eines berühmten Violin-virtuosen, der in allen Salons dominirte, die er betrat, und auch dort der Held der Saison war. Leon wußte sich durch Geist und Gewandtheit neben ihm zu behaupten und bewegte sich mit in den ersten Cirkeln, namentlich in denen der Aus-länder, wobei ihm außer dem Ruf, den er als Schriftsteller genoß, auch sein glänzendes Sprech-talent zu statten kam.

In diesen Kreisen glänzte vor Allen eine russische Fürstin, Lysinka Z., die, wie man wußte, in einer unglücklichen Ehe lebend, ihrem Gemahl

und Rußland entflohen war, um im Auslande all die Freiheit für sich in Anspruch zu nehmen, die ihr daheim so lange entzogen worden war. Aber nicht dies allein. Aus den Schriften der George Sand, die sie mit wahrem Heißhunger verschlungen, hatte sie nicht allein den Druck der Fesseln, in denen man sie gehalten, doppelt gefühlt und den Muth gewonnen, sie zu zerbrechen, sondern sie hatte auch, freilich nicht ganz klare Ideen politischer Freiheit in sich aufgenommen, die sie bald selbst zu einer enthusiastischen Politikerin machten. Herzen's „Glocke" war bald ihre Lieblings-Lectüre und ihren Salon öffnete sie am liebsten den Verfechtern der Opposition, und diejenigen, die gegen Rußland schrieben, waren ihre bevorzugtesten Günstlinge.

Lysinka war gerade nicht mehr ein junge, aber noch eine schöne, mit verführerischen Reizen ausgestattete Frau, deren Wirkung sie durch alle raffinirten Toilettenkünste vornehmer Damen zu verdoppeln wußte. Sie machte kein Hehl daraus, daß sie jetzt, nachdem sie, wie sie sich ausdrückte, ein ganzes Jahrzehnt lang die angetraute Leib-

eigene eines wüsten und tyrannischen Gemahls gewesen und unter dem eisernen Joche russischer Sitten geseufzt habe, nun, da sie endlich fern von dem verhaßten Gatten und dem kalten Rußland Lebensluft athme, das Leben auch in vollen Zügen genießen wolle. Wie fast alle Russen mit einem eminenten Sprachtalent und einer Art allgemeiner Weltbildung ausgestattet, die es ihr leicht machten, sich schnell auch in ihr bisher unzugänglichen Fächern zu orientiren, interessirte sie sich eben so für deutsche, wie für französische Literatur, und da sie in dem bei ihr eingeführten Leon Sander einen ausgezeichneten Vorleser entdeckt hatte, lud sie ihn ein, ihr täglich ein Stündchen vorzulesen. Sie lag dann meist in einem duftigen kokett geordneten Negligée, in nachlässigster Stellung die üppigen Glieder dehnend, auf einem sammtnen Sopha, indeß Leon auf einem runden Tabouret daneben saß, bald lesend bald den pikanten Bemerkungen lauschend, die sie dazwischen warf. Wenn ihr etwas nicht gefiel, so trieb sie wohl aus den kleinen Cigarretten, die sie dabei zu rauchen pflegte, eine Dampfwolke in

sein Gesicht, daß er aufhören mußte zu lesen, oder sie drohte ihm, einen Strähn ihrer schwarzen, glänzenden und steifen Haare, die ungeordnet über die prächtige Büste herabfielen, als — Knute zu gebrauchen, weil er ja doch immer seinen Spott mit der russischen Knutenherrschaft hatte. Und wenn er so die Morgenstunde als ihr vertrautester Günstling mit ihr allein im stillen Boudoir verbracht, so erschien sie am Mittag als die Königin des Speisesaals am table d'hôte, blendete die Damen durch eine immerwechselnde Toilette, in der Pariser Eleganz und asiatischer Luxus mit einander wetteiferten, und die Männer durch ihre geistreichen Einfälle, den sprudelnden Witz ihrer Unterhaltung. Auch dann richtete sie oft das Wort an Leon und er dankte es ihrer Auszeichnung, wenn ihm auch eine gleiche von der andern aristokratischen Gesellschaft zu Theil ward und er dadurch in ihr eine Rolle spielte, die, er gestand das allerdings sich selbst nicht ohne Bitterkeit, ihm sein Talent, sein Name allein nie verschafft hätten. Am Nachmittag lenkte sie oft selbst die Rosse vor ihrer russischen

Droschke und fuhr als kühne Amazone im tollen Galopp dahin, daß Alle, bewundernd oder kopfschüttelnd, je nachdem, immer aber neugierig ihr nachsahen. Auch dann war Leon meist an ihrer Seite und machte mehr als eine tolle Fahrt mit ihr, wo ihr selbst oft schwindelte, wenn sie eine halb wahnsinnige Lust empfand, sich und ihn, Diener und Pferde, in gefahrvolle Situationen zu bringen. Und hatte er an dem einen Abend an ihrer Seite im Concertsaal oder im Theater mit Entzücken die Eindrücke beobachtet, welche die deutsche Kunst auf sie machte, Eindrücke, denen sie sich mit dem ganzen Enthusiasmus einer ursprünglichen Natur dahin gab, und die sie weder durch die zersetzende Art kritischer Splitterrichterei oder der Blasirtheit einer schon damit übersättigten deutschen Salondame sich selbst noch Andern verdarb, so war sie ihm am andern Abend wieder neu durch die unheimliche Leidenschaftlichkeit, mit der sie am Roulettetisch stand und nur um der Spannung und Aufregung, nicht um des Gewinnes willen, Summe nach Summe wagte. Und wieder eine Andere war sie im schimmernden

Ballsaal unter den Reihen der Tanzenden. Wie ihre prachtvolle Toilette die aller andern Tänzerinnen überstrahlte und in Schatten stellte, so war es, als habe nur ihr Tanz Feuer und Leben, indeß die andern Damen wirklich wie bleiche Schatten dahinschwebten. Fast glich sie einer Bacchantin, wenn sie in athemloser Hast dahin flog im raschen Galopp, wie das rabenschwarze, mit Gold und Purpur geschmückte Haar den vollen Nacken umflatterte, wenn Leon selbst sie so in seinen Armen fühlte, ihre wallende Brust an der seinen, ihren heißen Athem mit dem seinen mischend, dann taumelte er gleich ihr dahin, von Entzücken berauscht.

Wie hätte nicht neben einem solchen Weibe jede Erinnerung an Anna und Gertrud wie an ein nichtssagendes Kinderspiel verschwinden müssen! Wie verbleichte doch auch davor das seelenvolle Bild der keuschen Künstlerin und ihrer heiligen Begeisterung. Und wenn es einmal in seiner Erinnerung auftauchte, wenn Aloise mit ihrem vergeistigten Blick vor ihm stand, als frage sie mit verächtlichem Stolz: wie er nur Genüge

finden könne in einem solchen Treiben? Da spottete er das Bild hinweg, wie ein Gespenst — und eilte um so schneller zu der Fürstin, um an ihrer Seite vor ihm Ruhe zu haben.

4.

Der Herbst kam, die Bade- und Reisesaison war vorüber, die Abende wurden zu lang, die Morgen zu kühl und neblich, um noch auf dem Lande zu leben und sich den Strapazen der Reise aussetzen zu können. Die Fürstin brach auf; sie beschloß noch einige Wochen in einer norddeutschen Residenz zu leben und dann ein wärmeres Klima aufzusuchen. Es war auch einer von ihren Einfällen, daß sie, die aus einer Zone stammte, in welcher der Winter zum herrschenden Klima geworden, einmal einen jahrelangen Sommer durchleben und — von Schnee und Eis nichts wissen wollte. Sie wollte einmal Alles anders haben, als es in ihrem Rußland gewesen,

andere Sitten, andere Menschen, andere Gegenden, warum auch nicht andere Jahreszeiten?

Leon Sander begleitete sie. Es war schon keine Frage mehr, ob er wolle oder nicht — er war so ihr Sklave geworden, daß er wußte, daß sich das von selbst verstand.

Ueberall, wo sich die Fürstin zeigte, mußte sie Aufsehen erregen, sie wollte bemerkt sein und besaß hinlängliche Mittel, sich bemerkbar zu machen. Sie wohnte in einem großen Hotel, hatte eigene Equipage mit prachtvollem Gespann und mehreren Dienern in russisch-nationaler Tracht. In jeder Beziehung lebte sie verschwenderisch, kaufte eine Menge Gegenstände und immer das Kostbarste — besuchte alle Sehenswürdigkeiten, genoß alle feineren Vergnügungsarten und war unter der höchsten Aristokratie eingeführt, indeß sie gleichzeitig durch Leons Vermittelung einen anregenden Künstlerkreis um sich zu sammeln wußte. So konnte sie der allgemeinen Aufmerksamkeit nicht entgehen und war in der Residenz bald eben so gut der Gegenstand der Unterhaltung aller Müssiggänger und fast der ganzen

Stadt, wie sie es in der kleinsten gewesen sein würde. Denn in gewissen Beziehungen, wo es sich um Neuigkeiten und interessante Personen handelt, sind bekanntlich die Großstädter eben so kleinliche Kleinstädter, wie diese es nur jemals selbst sein können.

Eines Tages fuhr die Fürstin mit Sander spazieren. Er war ihr Reisecavalier, ihr Geheimsecretair, ihr Vorleser und Geschäftsführer — was war er nicht Alles? zischelte man überall mit spottendem Lachen. Aber die Fürstin nahm, ohne sich selbst etwas zu vergeben, auch gern die Huldigungen anderer Männer hin. Standesgenossen, Grafen und Barone machten ihr den Hof und sie sollte sie immer vor dem bürgerlichen Schriftsteller, den sie gleichsam wie in ihrem Dienst und an sich gefesselt betrachtete, zurücksetzen? Es erschien ihr als eine arge Zumuthung; sie wollte herrschen, aber nicht sich beherrschen lassen; die Zeiten, wo sie das ertragen, waren vorüber. Zuweilen zwar setzte sie gerade einen Triumph darein, Leon vor all' diesen vornehmen Herren sichtlich zu bevorzugen, sie dadurch zu

demüthigen und zu ärgern; sie that es halb um ihre souveraine Willkürherrschaft zur Geltung zu bringen, halb aber im Uebermuth der Gleichheits= und Freiheitsideen, die aus demokratischen Schriften in ihrem Kopfe spukten und die sie nicht aus Liebe für die Menschheit, sondern vielmehr aus Haß zu den ihrigen gemacht. Aber sie hatte doch auch Tage, wo sie Sander in seine Schranken zurückzuweisen wußte, und halb nur um ihn zu demüthigen, halb auch aus geschmeichelter Eitelkeit und zur Gewohnheit gewordener Koketterie irgend einem Andern, aus den Kreisen ihrer vornehmen Anbeter, den Vorzug gab.

So hatte ihr gestriges Betragen Leon auf einen Grafen von Eckstädt eifersüchtig gemacht, mit dem sie gestern spazieren gefahren war — und Leon hatte, als er ihre heutige Einladung, mit ihr zu fahren, annahm, dies, wie er ihr selbst sagte, nur gethan, damit ihn die Welt wieder an ihrer Seite sehe. Aber er saß noch grollend neben ihr, als sie, die Zügel lässig haltend — sie fuhr wieder selbst — zu ihm sagte:

Sie sind ein Kind, und es ist kaum zu begreifen, wo man die Geduld hernimmt, Ihre Launen zu ertragen!"

Leon zuckte die Achseln, als wolle er sagen: In diesem Falle scheine er selbst zu sein, aber wenn er auch das allzukecke Wort zurückhielt, sie verstand ihn doch und sagte:

„Den Grafen von Eckstädt brauchen Sie nicht zu fürchten; ein Mann, mit dem ich so leicht hinscherze, ist kein Held für mich; da ist keine Gefahr dabei. Soll ich Sie denn immer wieder so eitel machen und Ihnen sagen, daß Sie es bei mir getrost mit all' diesen Männern, die mich hier umlagern, aufnehmen können?"

Er kehrte sich triumphirend zu ihr und ihre Hand ergreifend, küßte er zärtlich dankbar das Handgelenk, das vom Handschuh und Aermel bloß gelassen —

„Nein! übermüthig sollen Sie auch nicht werden," sagte sie mit jener pikanten Art lächelnd, die bei ihr immer einem niederschmetternden Worte voranging, „ich sagte: Diese Männer — aber einen Mann giebt es doch, der Ihnen gefährlich

sein könnte — doch wer weiß wo er weilen mag!"

War dies nur Neckerei oder Ernst? Die Fürstin sah nicht aus als ob sie scherze — sie warf sogar einen eigenthümlich verzückten Blick gen Himmel, als gälte er einem unerreichbaren Ideal —

Leon fühlte sich von diesem Blick verletzt.

„Und wie nennt sich dieser Glückliche?" fragte er wieder im Ton seiner vorigen Verstimmung.

Gerade das reizte sie, ihm ganz offen zu antworten:

„Baron von Oberndorf; der einzige echte Edelmann, den ich je gefunden!"

„Und wo thaten Sie diesen Fund?" fragte er spöttelnd.

„Auf meiner Flucht," versetzte sie, „er war mein Retter und Schützer!"

„Ihr Verführer also!"

„Unwürdiger Verdacht! Als ob ein Weib dem verhaßten Gemahl und den drückendsten Ehefesseln nur darum entfliehen könne, um sich wie-

der in die Gewalt eines andern Mannes zu begeben. Der Augenblick kommt ja in allen lastenden Zuständen einmal, wo die Last zu schwer wird. Wir müssen entweder die Kraft haben sie abzuwerfen, oder wir sinken für immer ermattet, zerquetscht, zerschmettert unter ihr zusammen. Ich hatte jene Kraft. Eines Tages, als ich meinem Gemahl Vorstellungen gemacht, ein Frauenzimmer aus dem Hause zu thun, das seiner besondern Gunst sich rühmend über Alle, selbst über mich sich anmaßte, herrschen zu wollen, brach er in förmliches Zornestoben aus, schlug nach mir, riß mich an den Haaren durch das Zimmer und erklärte: wenn es mir nicht mehr im Hause gefiele, könne ich es ja verlassen, sie werde bleiben. Ich hatte genug erlebt und gehört. Seine nächste Abwesenheit vom Schlosse benutzte ich und reiste, nur von einem Diener begleitet, ab. Inzwischen war ich erst nach ein paar Tagen nach Petersburg gekommen, als der Fürst die Entdeckung machte, daß ich fortgegangen, auf Nimmerwiederkehr. Ich wollte mich in Petersburg bei einer Freundin verborgen halten, von der ich

wußte, daß sie geheime Verbindungen im Auslande hatte, daß sie schon mehr als einem Unglücklichen fortgeholfen, der bestimmt gewesen war, in Sibirien zu verschwinden. Ein Opfer der russischen Politik zu entreißen, war ja tausend Mal gefährlicher als — einer vornehmen Dame vor einem brutalen Gemahl zur Flucht zu verhelfen! Gern bot sie dazu die Hand. Sie war eine geborne Deutsche, und ich fand einen ihrer Landsleute bei ihr, Baron von Oberndorf — einen Edelmann im höchsten Sinne des Wortes, eine eben so imponirende als schöne Erscheinung, mit schwärmerischen Augen —"

„Sie schwärmen, indem Sie nur an ihn denken!" sagte Leon ärgerlich mit sarkastischem Lächeln.

Die Fürstin ignorirte es und fuhr fort:

„Oberndorf war im Begriff nach Deutschland zurück zu reisen und erbot sich, mich als seine Schwester mitzunehmen — durch Bestechung, wissen Sie, ist ja in Rußland Alles möglich — so wußte er auch für diese Schwester einen Paß

zu erhalten und so trat ich denn an seiner Seite die gefahrvolle Reise an."

„Sie scheint interessanter als gefahrvoll gewesen zu sein!" bemerkte Leon.

„Doch nicht so ganz. Oberndorf hat sich ernstliche Unannehmlichkeiten dadurch zugezogen — nach Rußland darf er natürlich niemals wieder — aber auch in seinem eigenen Staat gaben ihm einflußreiche Personen zu verstehen, daß es gut sei, wenn er, der ja ohnehin aus Passion immer auf Reisen war, auch jetzt wieder einige Zeit auf Reisen gehe, bis Gras über diese Sache gewachsen — er befolgte diesen Rath."

„Nun und Sie selbst — warum folgten Sie diesem Ideale nicht?" redete Leon in dem einmal angenommenen bittern Tone weiter.

„Mein Herr," sagte sie spöttisch, „von einem Folgen von meiner Seite kann nie die Rede sein — ich bin bekanntlich gewohnt, daß man mir folgt. Doch das nur nebenbei. Ich wiederhole, Oberndorf ist das Ideal eines Mannes. Er mißbrauchte in keinem Augenblick sein Amt, er behandelte mich mit all' der Achtung

welche mein Geschlecht, meine Schutzlosigkeit verdienten — er half mir mit der feinsten Art über jede Verlegenheit hinweg und zeigte sich des Vertrauens, das ich ihm schenkte, in jeder Beziehung würdig. Ein Virtuos in der Kunst zu reisen und von der vielseitigsten Weltbildung machte er mir jeden Tag angenehm; da er mein Streben erkannte, nicht allein die eignen Fesseln zu brechen, die ja doch nur ein Weib getragen, sondern auch an denen der Völker zu reißen, so empfahl er mich an Gleichgesinnte und machte mich mit vielen gegenwärtigen Zuständen bekannt, die mir bis dahin hatten fremd bleiben müssen — ihm allein danke ich, was ich seitdem in diesem Sinne gewirkt."

„Sie sind ja auf einmal ganz außerordentlich bescheiden — nur um die Verdienste eines Andern in das rechte Licht zu setzen," rief Leon. „Das muß ja allerdings ein wahres Wunder von einem Manne gewesen sein!"

„Gewiß," rief die Fürstin und beeilte sich, mehrere Züge von Oberndorfs trefflichen Eigenschaften, bald von seiner Geistesgegenwart, bald

von seiner Aufmerksamkeit zu erzählen. — Eins jedoch verschwieg sie. Sie gefiel sich heute gerade darin, Leon zu quälen und zu demüthigen, weil er sich herausgenommen, eifersüchtig zu sein — denn Oberndorf hätte allerdings noch eine Eigenschaft besitzen müssen, um wirklich ihr Ideal zu sein, die, sie zu lieben, ihr zu huldigen. Er behandelte sie als echter Cavalier mit aller Achtung und Aufmerksamkeit, die er einer schutzlosen Frau, die ihm anvertraut war, einer Fürstin schuldig war — aber er würde auch jede Andere in dieser Weise behandelt haben. Vergeblich entfaltete sie ihm gegenüber ein kokettes Spiel, von dem Leon so bald gewonnen worden war, vergeblich ließ sie ihn ahnen, wie sie ihn bewunderte, wie viel sie ihm dankte — er bewahrte immer dieselbe vornehme Haltung, blieb immer in derselben Stellung, die er vom ersten Augenblick an ihr gegenüber eingenommen — und in derselben Weise schied er auch von ihr mit der Bitte um die Bewahrung ihrer Freundschaft.

Wie gefallsüchtig sie auch war — so viel weiblichen Stolz besaß sie doch, ihre Liebe nicht

da zu verschwenden, noch weniger zu zeigen, wo sie sah, daß man ihr auswich; so fand sie sich denn auch Oberndorf gegenüber in den Ton der ruhigen Freundschaft, den er angeschlagen und schied in diesem von ihm. Später redete sie sich sogar selbst ein, daß sie ihn eben um dieses Betragens willen um so höher achte, als den Einzigen, den sie vergeblich in ihr Netz zu ziehen gesucht hatte.

Ueber dieser Erinnerung, diesem Gespräch, in dem sich die Fürstin wie Leon erhitzt hatten, jedes in seiner Weise, hatte man gar nicht auf den Weg geachtet und die Fürstin bei jeder Biegung der Straße die Pferde dahin gelenkt, wohin sie gerade beliebten zu laufen. Man war aber nur zwecklos, ohne bestimmtes Ziel spazieren gefahren, einer Vorstadt zu, in welche die Fürstin noch nicht gekommen war. Die Straße, durch die sie jetzt fuhren, war ziemlich öde, die Häuser an beiden Seiten meist klein und durch Gärten, die mehr Gemüse- als Luxusgärten zu sein schienen, wie man auch im Winter an den Wegen und Abtheilungen erkennen konnte, von einander ge-

trennt. Rechts stand ein großes Gebäude, von hoher Mauer umgeben, eine Art Kirchthurm in der Mitte.

„Wo sind wir hingerathen? sagte die Fürstin, „was ist das für ein Haus?"

Leon buchstabirte an den goldenen Buchstaben über dem Eingangsthor und erschrak fast, als er das Wort „Diaconissenanstalt" heraus hatte.

„Kehren wir um!" sagte er verstimmt.

„Nein, halten wir, steigen wir aus!" sagte die Fürstin und lenkte an das Thor — „davon habe ich gehört und bin neugierig, ein protestantisches Kloster von barmherzigen Schwestern zu sehen —"

In Leon wachte die Erinnerung an Anna auf — hier mußte sie ja sein — er hatte vermieden an sie zu denken — wie sollte er nicht vermeiden, ihr je im Leben wieder zu begegnen. Und jetzt sollte er das Haus betreten, in das sie in ihrem Schmerz geflüchtet — nimmermehr!

„Wohin denken Sie!" mahnte er die Fürstin. „Welches Interesse kann ein Krankenhaus für Sie haben — etwas Anderes ist es ja nicht!

Sie finden darin Nichts von der Poesie, die doch noch hier und da ein Kloster bieten mag; es ist Alles darin nüchtern, einfach, langweilig. Und nun bedenken sie vollends die Jahreszeit! Im Sommer könnte man noch den Garten in Augenschein nehmen — aber jetzt! Sie sehen alle Fenster geschlossen! Welch' ein Dunst von so vielen Kranken; wer weiß, giebt es nicht ansteckende Krankheiten darin? — nein, ich darf Sie durchaus nicht hinein lassen!"

Aber sie ließ sich nicht zurückhalten, wenn sie einmal einen Einfall ausführen wollte, und heute war sie nun vollends in der Stimmung, durch seinen Widerspruch sich nur reizen zu lassen. „So bleiben Sie zurück, wenn Sie Furcht haben!" sagte sie, und war aus dem Wagen, ohne wie sonst seine helfende Hand anzunehmen.

Leon folgte und tröstete sich selbst: es ist auch kindisch zu denken, daß unter so Vielen gerade sie für mich sichtbar sein wird!

Druck von Fischer & Hermsdorf in Jena.